Album.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
J. L. Kober.

Sechzehnter Jahrgang.
Dreizehnter Band.

Franz Rákóczy.
II.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
(Früher Kober & Markgraf.)
1861.

Franz Rákóczy.

Ungarisches Lebensbild

von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
(Früher Kober & Markgraf.)
1861.

Inhalt.

Franz Rákóczy.

I.

Der Kardinal Kolonics.

Nach einer rastlosen, unaufhaltsamen Reise, unter geborgtem Namen, Tags auf weiten Umwegen, um alle größeren Ortschaften zu vermeiden, langte die Fürstin Helena Tököly mit ihren beiden Kindern, sorgsam bewacht von den ihr beigegebenen Reisegefährten, endlich in Wien an. Aber man geleitete sie nicht, wie man es ihr in Munkacs feierlich zugesagt, in irgend ein Hotel, das sie zu ihrem Aufenthalte wählen wollte, sondern wider ihren Willen und ihren ausdrücklich ausgesprochenen Befehl machte man Halt vor einem Ursulinerkloster in einer der Vorstädte von Wien, und der Adjutant des Generals Caraffa bedeutete Helena, daß dieses Kloster bis auf weitere Befehle des Kaisers der ihr bestimmte Aufenthaltsort bleiben werde.

Helena's Antlitz flammte auf in Zorn bei dieser überraschenden Nachricht und mit Entschiedenheit erklärte sie, den Wagen nicht verlassen, das Kloster nicht betreten zu wollen.

Der Adjutant Caraffa's erwiderte mit höhnischem Lächeln, daß er gemessene Befehle habe, die Fürstin mit ihren Kindern in dies Kloster zu führen, und daß, wenn sie sich ferner weigere, er gezwungen sein würde, Gewalt zu brauchen.

Helena unterwarf sich. Einsam, verlassen, ohne Schutz, ohne Beistand, war die Heldin von Munkacs jetzt nur eine schwache, gramerfüllte Frau, die keine Mittel mehr besaß, sich aufzulehnen gegen die ihr angethane Gewalt. Sie weinte nicht, sie klagte nicht, sie barg den ungeheuren Schmerz in ihrem zuckenden Herzen. Todesbleich, aber hochaufgerichteten, stolzen Hauptes stieg sie hernieder aus dem Wagen, und ihren beiden Kindern ihre Hände darreichend, ihre Häupter an sich drückend, schritt sie schweigend, in hoheitsvoller Haltung hinein in das Kloster, dessen Pforte sich knarrend ihr aufgethan.

In dem weiten öden Klostersaal, wo Niemand sie begrüßte, Niemand sie willkommen hieß, ließ man die Mutter allein mit ihren Kindern, die sich wie zwei

verschüchterte Tauben zu ihr hindrängten und ihre hohe stolze Gestalt umfaßten.

Helena neigte sich zu ihnen nieder und küßte ihre Häupter. „Meine Kinder, meine geliebten Kinder,“ flüsterte sie leise und hastig, „ich fühle es hier in meinem Herzen, man wird uns trennen. Ich werde Euch vielleicht niemals wiedersehen! Hört nun zum letzten Mal auf meine Stimme. Schwört mir, daß Ihr niemals vergessen wollt, wer Euer Vater, wer Eure Mutter war; daß Ihr stets eingedenk bleiben wollt, daß Euer Vater der Fürst von Siebenbürgen, der Held von Ungarn war; daß Eure Mutter für Euch tapfer und treu gekämpft hat, bis sie von den Verhältnissen besiegt und gedemüthigt ward, und sich unterwerfen mußte! Schwört mir, daß Ihr nie vergessen wollt, daß meine Unterwerfung keine freiwillige, sondern nur eine gezwungene war!“

„Wir schwören es!“ flüsterten die bebenden Kinder.

„Du, Juliana, lasse dich niemals beugen und einschüchtern, niemals dich zwingen, etwas zu thun, was deinen Wünschen und Neigungen widerspricht. Sie werden dich vielleicht zwingen wollen, in ein Kloster zu gehen, den Schleier zu nehmen, oder auch sie werden dir einen Gemahl ihrer Art aufdringen wollen, einen Gegner und

Feind deines Vaterlandes. Gib dein Jawort in einem, wie in dem andern Falle nur, wenn dein Herz es gibt."

„Mutter," sagte das junge Mädchen feierlich, „ich werde niemals Nonne werden, ich werde niemals einem Manne mich vermählen, den ich nicht liebe und der nicht ein treuer Freund unseres Vaterlandes ist!"

Und indem sie so sprach, blitzten die Augen des jungen siebzehnjährigen Mädchens höher auf, und ein energischer Ausdruck überstrahlte ihr schönes jugendliches Angesicht.

„Ach, ich sehe es wohl, du bist in Wahrheit meine Tochter!" rief Helena, „du wirst dich weder vom Schicksal, noch von den Menschen beugen lassen. Aber du, mein kleiner Franz, wirst du eingedenk bleiben der Vergangenheit? Wirst du niemals vergessen, was du mir in Munkacs versprochen?"

„Nein, Mutter, ich werde es niemals vergessen!" sagte der Knabe fest.

Helena drückte einen Kuß auf sein schwarzes lockiges Haar. „Ich glaube es dir, mein Sohn," flüsterte sie, „denn obwohl du erst zwölf Jahre zählst, hast du doch viel erfahren, viel erlebt, die Erfahrungen haben vor der Zeit deinen Geist gestählt und gekräftigt, und —"

Die Thüren des Saales wurden heftig aufgerissen,

und begleitet von einigen Klosterbrüdern und Nonnen trat der Kardinal Kolonics mit allem Pomp und aller Hoheit seines Ranges herein. Sich mit stolzer Würde nähernd, verkündigte er der Fürstin, daß er es sei, der vom Kaiser Leopold mit der Vormundschaft der beiden hinterlassenen Kinder des Fürsten Rákóczy betraut worden, daß er demgemäß jetzt komme, um sogleich sein Amt anzutreten und die Kinder unter seine Obhut zu nehmen.

„Ich hoffe, Eure Eminenz werden die Mutter nicht von den Kindern trennen wollen!“ rief die Fürstin lebhaft. „Die Mutter bleibt doch die natürliche Vormünderin ihrer Kinder, und so lange sie lebt, darf man ihre Kinder ihr nicht entreißen.“

„Und man will es auch nicht,“ sagte der Kardinal freundlich. „Niemand denkt daran, die Mutter ihrer Kinder berauben zu wollen. Sie werden ihre natürliche Vormünderin bleiben, Frau Fürstin, ich werde nur, bis sie erwachsen sind, ihr vom Kaiser bestellter Vormund sein, und ich verspreche Ihnen, daß mein ganzes Streben darauf gerichtet sein wird, die Kinder, welche der verstorbene Fürst Rákóczy dem Kaiser als sein Vermächtniß hinterlassen hat, würdig und im besten Geiste zu erziehen. Wir werden uns darüber des Weitern verständigen, jetzt eben komme ich nur, um in der

Eigenschaft als ihr Vormund die Kinder ihrem ersten und obersten Vormund, dem Kaiser vorzustellen."

„Ich bitte um die Erlaubniß, meine beiden Kinder zum Kaiser begleiten zu dürfen!" rief Helena angstvoll.

Der Kardinal zuckte die Achseln. „Ich habe vom Kaiser nur den Auftrag erhalten, ihm meine beiden Mündel, die hinterlassenen Kinder des Fürsten Rákóczy, zuzuführen!"

„Das heißt, man will sie mir entreißen!" schrie die Fürstin, „man will mich von Ihnen trennen!"

„Die Frau Fürstin befinden sich, wie mir scheint, in einer schlimmen und krankhaften Aufregung," sagte der Kardinal frostig. „Sie bedürfen entschieden der Beruhigung und Stille, und die wird Ihnen in diesem Hause des Friedens und der Ruhe werden. Kommen Sie, meine Mündel, ich führe Sie, wohin der Herr und Kaiser mir geboten hat, Sie zu führen."

Er faßte mit kräftiger Hand den Arm Julianens, legte die linke Hand auf die Schulter des kleinen Franz, und zog sie Beide mit sich fort nach dem Ausgang des Saales hin.

„Meine Kinder!" rief Helena angstvoll. Aber der Kardinal schien es nicht zu hören, und schritt nur rascher vorwärts. Indeß auf einmal, trotz der vorwärtsschiebenden Hand des Kardinals, stand Juliana

still; und wie sie ihr erglühendes Angesicht dem Kardinal zuwandte, erstaunte dieser über den Ausdruck von Entschlossenheit und Kühnheit in dem Antlitz des jungen Mädchens.

„Ich bitte den Herrn Kardinal gnädigst bemerken zu wollen, daß ich kein Kind mehr bin," sagte sie mit ihrer silberhellen Mädchenstimme, und mit einem stolzen Lächeln. „Mein gnädiger Herr Vormund haben das ohne Zweifel übersehen, und daher kommt es, daß Eure Eminenz mich ganz und gar als kleine Unmündige behandeln wollen. Mir will aber scheinen, daß es sich für eine junge Dame von siebzehn Jahren, für eine junge Dame von meinem Range nicht wohl geziemt, allein, nur in männlicher Begleitung mich dem Kaiser präsentiren zu lassen. Eure Eminenz sagten es ja selbst, meine gnädigste Frau Mutter ist die natürliche Vormünderin ihrer Kinder, und wenn der uns bestellte Vormund uns zum Kaiser geleitet, so scheint es mir dem Anstand gemäß, daß unsere liebe, natürliche Vormünderin uns dahin begleitet."

Der Kardinal runzelte die Stirn und ein zorniger Blitz seiner kleinen, düstern Augen traf das Antlitz des jungen Mädchens.

„Ich sehe sehr wohl, daß Sie kein Kind mehr sind, sondern ein junges Mädchen," rief er, „und zwar ein

junges Mädchen, das ganz und gar die Capricen und den Uebermuth ihres Alters hat! Nun, das wird sich bei einer vernünftigen und geregelten Erziehung wohl Alles noch mildern und abschleifen, und wir Beide werden noch recht gute Freunde werden. Kommen Sie, Mademoiselle, der Anstand erfordert, daß Sie dem Befehl des Kaisers ohne Widerspruch Genüge thun, und Se. Majestät nicht warten lassen!"

Die Fürstin war dicht zu ihrer Tochter herangetreten, und in athemloser Spannung hatte sie jedes Wort des Kardinals von seinen Lippen aufgefangen.

Jetzt, als er schwieg, schlang sie mit leidenschaftlicher Innigkeit ihre beiden Arme um den Hals des jungen Mädchens, und sie fest an ihre Brust drückend, küßte sie ihre zuckenden Lippen, ihre thränenfeuchten Augen.

„Geh', mein Kind, geh'," sagte sie bebend. „Wir müssen unser Geschick annehmen, uns fügen in das Unvermeidliche. Herr Kardinal, Ihnen übergebe ich meine Kinder, aber vor dem Throne Gottes werde ich Sie dereinst fragen, was Sie aus meinen Kindern gemacht haben, vor dem Throne Gottes werde ich Sie zur Rechenschaft ziehen. Geht, meine Kinder, geht! Der allgütige Gott und der Segen Eurer Mutter begleitet Euch!"

Sie wandte sich ab, und schritt rasch nach der andern Seite des Saales hin, damit ihre Kinder die Thränen nicht sehen sollten, die jetzt in unaufhaltsamen Fluten ihren Augen entströmten.

Juliana und Franz folgten traurig, gesenkten Hauptes dem Kardinal zu den bereitstehenden Wagen, in deren ersten sie Beide mit dem Kardinal und einer der Nonnen, welche im Gefolge des Kardinals waren, Platz nahmen.

Im raschen Galopp rollte der Wagen dahin. Niemand sprach ein Wort, Franz und Juliana hatten sich die Hände gereicht, und mit ihrem verstohlenen Druck allein sprachen sie zu einander.

Plötzlich in einer düstern, engen Gasse hielt der Wagen vor einem hohen, grauen Thor in der Mitte einer steinernen Mauer an. Das Thor that sich langsam auf, in feierlichem Schritt fuhr der Wagen in den weiten, rings von hohen, düstern Gebäuden umgebenen Hof ein, und hielt dann da drüben vor dem düstern, grauen Portal an.

Innerhalb dieses Portals sah man eine hohe, ernste Frauengestalt, in langem schwarzen Gewande, das Haupt und die Schultern umwallt von einem dichten weißen Schleier, in den beiden auf der Brust gefalteten Händen ein großes silbernes Kruzifix hal=

tend. Hinter ihr stand eine ganze Schaar ebenso gekleideter Frauen, nur daß das Kruzifix in ihren gefalteten Händen fehlte.

„Wir sind zur Stelle," sagte der Kardinal feierlich, indem er den von dem goldstrotzenden Livreebedienten herabgelassenen Wagenschlag herunterstieg und dann Julianen die Hand darreichte. „Wir sind zur Stelle, kommen Sie, Prinzessin Juliana."

Aber das junge Mädchen nahm die dargereichte Hand nicht an. „Wir sind nicht zur Stelle, Herr Kardinal!" rief sie. Eure Eminenz haben gesagt, Sie hätten Befehl uns zu Sr. Majestät dem Kaiser zu führen. Dies hier aber ist nicht die Kaiserburg, sondern ein Kloster, und diese da sind nicht Höflinge des Kaisers, sondern es sind die Ursulinerinnen, welche dieses Kloster bewohnen."

„Aber da drinnen in dem Kloster erwartet uns der Kaiser und König der Welt!" sagte der Prälat, „kommen Sie also!"

Er faßte heftig Julianens Arm und zog sie vorwärts. Juliana widerstrebte nicht länger, sie sprang leicht wie eine Gazelle aus dem Wagen, und reichte dann ihrem Bruder die Hand hin, um ihm beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Ihr Bruder wird im Wagen bleiben und war-

ten bis ich ihn rufen lasse!" sagte der Kardinal gebieterisch. „Lassen Sie uns rasch vorwärts eilen! — Ehrwürdige und sehr achtungswerthe Frau Aebtissin, im Namen Gottes begrüße ich Sie, und bitte Sie, diesem armen, verirrten jungen Lamm hier eine Mutter, eine Helferin sein zu wollen."

„Der Wunsch Eurer Eminenz ist mir Befehl," sagte die Aebtissin sich tief verneigend. Dann streckte sie ihre Hand aus, und legte sie dem jungen Mädchen auf die Schulter.

„Kommen Sie, meine Tochter," sagte sie, „und möge Ihr Eintritt in dieses Haus gesegnet sein!"

Juliana erwiderte nichts, nur ein leises Aechzen rang sich aus ihrer Brust hervor, und ein Beben durchflog ihre ganze Gestalt, als sie geführt von dem Kardinal und der Aebtissin die Schwelle des Klosters überschritt, durch die weite, düstere Vorhalle, über die breite Treppe dahinging

Aber oben an dieser Treppe blieb sie stehen. „Herr Kardinal," fragte sie stolz und drohend fast, „Herr Kardinal, wohin führen Sie mich!"

„Ich sagte es Ihnen schon, meine Tochter," erwiderte der Kardinal lächelnd, „der Herr und Kaiser erwartet Sie in diesem Hause, kommen Sie!"

Sie schritten jetzt auch die hohe obere Halle dahin

und traten in den langen dunklen Korridor ein, der sein Licht nur empfing durch ein kleines, am untern Ende des Korridors angebrachtes Fenster. Zu beiden Seiten in regelmäßigen Zwischenräumen befanden sich schmale, niedrige schwarze Thüren, wie aufgerichtete Särge anzuschauen.

„Herr Kardinal!" rief Juliane still stehend, „das sind die Zellen der Nonnen. Weshalb also betreten wir diesen Korridor?"

„Weil der Herr und Kaiser Sie in demselben erwartet. Frau Aebtissin, öffnen Sie die Zelle, welche Sie für die Kostgängerin bereit gehalten, die der Kaiser Ihnen sendet!"

„Der Kaiser?" fragte Juliana entsetzt. „Aber Eure Eminenz sagten ja, daß der Herr und Kaiser mich hier erwartet. Wo ist er denn?"

„Er ist dort oben," rief der Kardinal, feierlich seine Arme emporhebend, „er ist hier unten, er ist bei allen Denen, die ihn zu suchen und zu finden wissen! Gott ist der Herr und Kaiser, der in den Klöstern wohnt!"

Juliana stieß einen Schrei aus, und sprang zurück von der Thür, welche die Aebtissin geöffnet hatte. „Nein!" rief sie entsetzt, „ich gehe nicht da hinein. Das ist eine Klosterzelle, und ich bin keine Nonne!"

„Aber ich widerhole Ihnen, es ist der Herr und Kaiser der Welt, welcher Sie in dieser Zelle erwartet," sagte der Kardinal. „Er will sich der Irregeleiteten und Verführten erbarmen, er ruft die Tochter der Aufrührerin und Hochverrätherin zu sich, er will Sie erretten und Sie zur Erkenntniß führen. Treten Sie also ein in die Zelle, die Ihr Herr und Kaiser Ihnen bereitet hat."

„Nein, nein!" rief Juliana, „nicht Gott, nicht der Kaiser, sondern unsere Feinde und Widersacher haben der Tochter des Fürsten Rákóczy, der Tochter der Heldin von Munkacs, diese Zelle bereitet, darum will ich sie nicht betreten. Frau Aebtissin, Sie sind ein Weib, und Sie werden Mitleid haben, Sie werden es nicht dulden, daß man einer Mutter ihr Kind entreißt, daß man ein junges Mädchen wider alles Gesetz und Recht zwingen will in einem Kloster zu leben, nein, nein, Sie werden Erbarmen haben! Sie werden mich nicht zwingen wollen, Nonne zu werden!"

„Nein, meine Tochter," sagte die Aebtissin ernst und kalt, „ich werde Sie nicht zwingen Nonne zu werden, aber ich werde auch das arme, verirrte Lamm, das der Herr mir zuführt, nicht von mir weisen, sondern ich werde michbemühen, es auf den rechten Pfad, auf den Pfad der Tugend, des Gehorsams, der De-

muth zurückzuführen. Reichen Sie mir also Ihre Hand, Prinzessin Juliana, lassen Sie uns in Ihre Zelle eintreten!"

„Nein, ich will nicht!" schrie Juliana, die dargereichte Hand der Aebtissin von sich schleudernd.

„So muß ich, kraft meiner Gewalt als Ihr Vormund, Sie zwingen zu Ihrem Glück!" rief der Kardinal mit zorniger Stimme, und mit seinen beiden muskelkräftigen Armen die zarte, schlanke Gestalt des jungen Mädchens erfassend, hob er sie empor und trug sie hinein in die Zelle.

Juliana regte sich nicht, sträubte sich nicht. Der Schrecken hatte sie vielleicht betäubt, oder sie hatte vielleicht mit der schnellen Kraft ihres Verstandes das Nutzlose jedes ferneren Widerstandes eingesehen. Als der Kardinal sie jetzt neben dem kleinen Betstuhl niedergesetzt und sie aus seinen Armen gelassen hatte, schauderte sie in sich zusammen, und preßte ihre Hände an ihr hochklopfendes Herz, als wollte sie die Klage der Verzweiflung zurückhalten, die da in ihr jammerte und schrie. Dann auf einmal richtete sie sich gefaßt und ruhig empor.

„Herr Kardinal," sagte sie mit lauter, feierlicher Stimme, „erinnern Sie sich, daß ich mich nur dem Zwange gefügt, daß Sie nur mit Gewalt mich in

diese Zelle geführt haben! Erinnern Sie sich dessen, und klagen Sie mich nicht an, wenn ich einst den Zwang abschütteln, der Gewalt entfliehen werde. Ich schwöre Ihnen aber, bei Allem was mir heilig ist, niemals werden Sie auch meinem Geiste Zwang und Gewalt anthun können, wie Sie es heute meinem Körper gethan, niemals werde ich eine Nonne werden, niemals einem Manne mich vermählen, den ich nicht liebe, und der nicht ein treuer Freund meines Vaterlandes ist!"

„Ein treuer Freund Ihres Vaterlandes ist Derjenige, der Ihnen, wie den Ungarn räth, Ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Kaiser und König Leopold, in Demuth und Gehorsam sich zu unterwerfen, und seinem Willen und Befehl sich unterzuordnen! Thun Sie das jetzt, mein Kind, und überlassen Sie Ihre Zukunft Gott und Ihrem gütigen Kaiser! Frau Aebtissin, im Namen des Kaisers übergebe ich Ihnen die Prinzessin Juliana von Rákóczy als Novize Ihres Klosters. Nehmen Sie sie in Ihre Mutterarme, und möge sie von Ihnen lernen, eine demüthige und ergebene Christin zu sein!"

Er grüßte Juliana mit einem gnädigen Wink seiner Hand und verließ dann raschen Schrittes die Zelle, um wieder hinunter zu gehen zu seinem Wagen, in welchem der junge Fürst Franz Rákóczy ihn erwartete.

II.

Der standhafte Prinz.

Der Knabe hatte ruhig und mit vollkommener Gelassenheit da gesessen, er hatte nicht einmal ein Wort, eine Frage an die beiden Prälaten gerichtet, welche neben dem geöffneten Wagenschlag standen und der Rückkehr des Kardinals entgegenharrten. Seine Augen waren unverwandt auf die Thür hingerichtet, durch welche der Kardinal mit seiner Schwester in das Kloster eingetreten war; als jetzt in derselben der Kardinal wieder erschien, aber allein, ohne seine Schwester, flog ein schmerzliches Zucken über des Knaben Angesicht hin, und eine tödtliche Blässe bedeckte seine Wangen. Aber er blieb stumm, wie zuvor, und sich in die Ecke des Wagens zurücklehnend, ließ er es schweigend geschehen, daß der Kardinal Kolonics sich neben ihn setzte, daß er mit ihm wieder aus dem engen Klosterhof hinaus und von dannen fuhr.

Endlich nach einer langen Pause unterbrach der Kardinal das unheimliche Schweigen, während sie jetzt eben in eine der Hauptstraßen Wiens einfuhren.

„Du fragst mich nicht, mein Sohn, was aus deiner Schwester geworden ist?" fragte er.

„Nein," sagte der Knabe gleichgültig, „weshalb sollte ich fragen? Ich weiß es, denn sie ist nicht mit Ihnen zurückgekehrt. Sie haben sie der Aebtissin übergeben, und man wird sie zu einer Nonne erziehen."

„Und du sagst das so ruhig und gelassen, mein Sohn? Du würdest also ganz damit einverstanden sein, wenn deine Schwester eine Nonne würde?"

„Warum nicht, wenn es ihr Wunsch und Wille ist? Das Klosterleben ist sehr schön für diejenigen, welche es freiwillig sich erwählen."

Der Kardinal warf einen forschenden Blick auf den Knaben hin, um zu sehen, ob seine Mienen nicht etwas beredter und offener sein möchten, als seine Worte. Aber Franz Rákóczy's Gesicht war ganz ruhig und sanft, es verrieth nichts von den Gedanken seiner Seele.

„Und du, mein Sohn," fragte der Kardinal nach einer Pause wieder, „hast du dich schon über einen Lebensberuf entschieden?"

„Ich bin eben erst zwölf Jahre alt geworden," erwiderte Franz ruhig; „ich habe keinen Willen, sondern was mein Vormund der Kaiser befiehlt, das werde ich thun."

„Er ist entweder sehr einfältig, oder sehr schlau,"

sagte der Kardinal zu sich selber, indem er wieder seine kleinen stechenden Augen auf den Prinzen heftete.

„Möchtest du nicht auch das Klosterleben erwählen?“ fragte er dann. „Möchtest du nicht auch ein Kirchenfürst werden, wie ich es bin?“

„Eure Eminenz,“ erwiderte Franz lebhafter als zuvor, „ich meine, nur dem Papst geziemt es, eine weltliche und eine geistliche Krone zu gleicher Zeit zu tragen, und da ich schon Fürst von Siebenbürgen bin, so darf ich nicht auch noch Kirchenfürst werden.“

Der Kardinal lächelte. Er ist nur einfältig, dachte er, man wird mit ihm weniger Schwierigkeiten haben, als mit seiner Schwester. „Mein Sohn,“ sagte er dann laut, „deine Krone von Siebenbürgen darf dich nicht hindern, dereinst einen Kardinalshut zu tragen, denn diese Krone existirt nicht mehr, und ich möchte dir als Freund und Vormund rathen, gar keine Ansprüche mehr an dieselbe zu machen. Es ist besser, du vergissest die Vergangenheit und richtest deinen Blick allein auf die Zukunft!“

„Ich werde es thun,“ sagte der Knabe leise, indem er sich tiefer in die Ecke des Wagens zurücklehnte. —

Nach einer langen Fahrt hielt der Wagen endlich vor einem großen, prächtigen Hause an, und sie stiegen aus.

„Sind wir hier an der Kaiserburg?“ fragte der Prinz, indem er an der Seite des Kardinals die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinaufschritt.

„Nein, mein Sohn, wir sind hier im Hause eines meiner Freunde, und du wirst hier bleiben, bis ich mir von Sr. Majestät weitere Befehle eingeholt habe.“

Franz erwiderte nichts, sondern folgte ruhig dem Kardinal, der ihn jetzt in ein geschmackvoll dekorirtes großes Gemach am Ende eines Korridors führte. „Du wirst hier bleiben, mein Sohn, bis der Kaiser über deinen künftigen Aufenthalt bestimmt hat,“ sagte der Kardinal gebieterisch. „Dort jene Thür führt in dein Schlafgemach, hier in jenem Schrank findest du Bücher und Kupferwerke zu deiner Unterhaltung, und wie du siehst, ist auch ein kleines Billard vorhanden. Wenn du spielen willst, oder sonst etwas begehrst, so hast du nur nöthig, an der Klingel, die dort auf dem Tisch steht, zu drücken, und es wird sogleich dein Kammerdiener eintreten, um deine Befehle in Empfang zu nehmen. Jetzt aber, mein Sohn, befehle ich dich in den Schutz Gottes, und begebe mich zum Kaiser.“

„Eine Frage noch, Herr Kardinal,“ sagte Franz ruhig, „darf ich auch einige Spaziergänge machen, um die Stadt Wien kennen zu lernen?“

„Wir werden weiter davon sprechen, sobald ich

zurückkomme,“ sagte der Prälat mürrisch, indem er hastig der Thür zuschritt.

Franz Rákóczy schaute ihm nach, mit einem langen lauernden Blick. Er hörte, wie der Kardinal draußen den Schlüssel im Schloß an der Thür umdrehte, und ihn dann auszog, und ein leises Beben durchflog seine Gestalt. Als die Schritte des Prälaten in der Ferne verhallt waren, veränderte sich das Wesen des Knaben, eine glühende Röthe floß plötzlich über sein Gesicht hin, seine kleine, schmächtige Gestalt dehnte sich und schien größer, stolzer zu werden, seine Augen blitzten, seine vorher so glatte Stirn umdüsterte sich, seine Lippen preßten sich krampfhaft aufeinander, seine Hände ballten sich zur Faust zusammen. Wie eine Tigerkatze, so wild, mit so sprühenden Augen sprang er zur Thür hin und rüttelte an dem Schloß, dann, als er sich überzeugt, daß sie sich nicht öffnete, rannte er durch das Gemach nach jener Thür hin, von welcher der Kardinal ihm gesagt, daß sie in sein Schlafzimmer führe. Er stieß die Thür auf und sprang in dieses Gemach hinein.

Ja, der Kardinal hatte Recht gehabt, es war ein Schlafzimmer, zierlich und elegant eingerichtet, wie das Wohnzimmer; auf einer Estrade, unter einem Baldachin von rother Seide, stand das Bett, ihm gegenüber ein

Toilettentisch, mit allen Erfordernissen für die Toilette, daneben ein großer venetianischer Spiegel, weiterhin ein bequemer Divan, aber auf alles dieses achtete der Knabe nicht. Er sah nur, daß dieses zweite Gemach gar keine Thür, gar keinen Ausgang hatte, und als er dies gesehen, sprang er zum Fenster hin, und stieß es auf. Aber hinter diesem Fenster befand sich ein feines, künstlich geflochtenes Drahtgitter, das ihm jedes Hinausschauen unmöglich machte. Franz stieß einen Schrei aus und sprang mit blitzenden Augen wieder zurück in das Wohnzimmer, zu den Fenstern hin, die von den rothen, schweren Seidengardinen fast ganz überdeckt waren, — auch hier dasselbe Hinderniß, auch hier die feinen Drahtgitter hinter den Glasscheiben.

„Gefangen, ich bin gefangen!“ murmelte der Knabe in sich hinein, und wie betäubt sank er auf den Stuhl nieder, der in der Fensternische stand. —

Stunde nach Stunde verging und der Kardinal Kolonics kehrte nicht zurück. Aber endlich doch ward die Thür geöffnet, und ein elegant gekleideter junger Mann trat ein, der sich selber als den Kammerdiener des jungen Fürsten darstellte, und um die Erlaubniß bat das Souper serviren zu dürfen.

Franz Rákóczy antwortete nur mit einem leichten

Kopfnicken, und richtete seine Augen wieder auf das Buch, das er in seiner Hand hielt, und in welchem er eifrig zu lesen schien. Der Kammerdiener ging geschäftig hin und wieder, ordnete auf dem Tisch vor dem Divan, auf welchem Franz sich ausgestreckt hatte, Alles zu einem Mahl, brachte silberne Armleuchter mit brennenden Kerzen, trug auf silbernen Schüsseln duftende Speisen herein, und meldete dann, daß die Tafel servirt sei.

„Ich werde mich selbst bedienen," sagte der Knabe, ohne den Blick von seinem Buche aufzuheben, „gehen Sie!" —

Aber als der Kammerdiener nach einer Stunde wieder eintrat, um das Service wieder fortzutragen, fand er, daß die Speisen noch gar nicht berührt waren, und daß der Prinz noch immer in unveränderter Stellung auf dem Divan lag, die Augen auf das Buch geheftet, das er in seiner Hand hielt.

„Beliebt es Ihnen nicht zu essen, Durchlaucht?" sagte der Kammerdiener. „Die Speisen sind leider schon alle erkaltet."

„Ich esse gar nicht, tragen Sie Alles wieder fort," befahl der Knabe, ohne von seinem Buch aufzusehen.

„Wollen Eure Durchlaucht sich vielleicht zur Ruhe

begeben? Darf ich Ihnen beim Auskleiden behülflich sein?"

„Ich bedarf keiner Hülfe! Gehen Sie!"

Am andern Morgen, als der Kammerdiener wieder in das Gemach eintrat, um das Frühstück zu serviren, fand er den Prinzen noch so auf dem Divan liegen, wie gestern Abends. Auch war das Bett im Schlafzimmer gar nicht berührt, der arme Knabe hatte offenbar so unausgekleidet und unbedeckt die Nacht auf dem Divan zugebracht.

Der Kammerdiener beeilte sich das Frühstück zu serviren, und der junge Prinz ließ es geschehen; aber als der Diener nach langer Zeit kam, um das Geschirr abzutragen, fand er, daß das Frühstück ebenso unberührt geblieben, wie gestern das Souper.

Und später zur Mittagszeit ebenso! Franz ließ es geduldig geschehen, daß man servirte, aber er nahm nichts von den Speisen, er lag auf dem Divan und starrte vor sich hin, doch nicht ein Wort kam über seine Lippen, die festgeschlossen blieben für jede Klage, jeden Seufzer sogar.

So verging der erste und der zweite Tag. Der junge Prinz lag immer mit weitgeöffneten Augen auf dem Divan, auf die theilnahmsvollen Fragen des Kammerdieners antwortete er mit ruhiger, stolzer

Gelassenheit, aber wenn dieser ihn beschwor, doch endlich etwas Nahrung zu sich zu nehmen, sagte er kopfschüttelnd nur: „Nein, ich esse nicht!"

„Aber Eure Durchlaucht werden krank werden," rief der Kammerdiener ängstlich. „Sie werden sich zu Tode hungern!"

„Ich hungere gar nicht," sagte der Knabe sanft.

„Ich glaube es wohl, Durchlaucht. Ihre Nerven sind schon überreizt, Sie fühlen den Hunger nicht. Aber die menschliche Natur kann das allzu lange Fasten nicht vertragen. Wenn Sie nicht bald Nahrung zu sich nehmen, so werden Sie sterben."

„So sterbe ich," sagte der Knabe mit einem zugleich so entschiedenen und so sanften Ausdruck, daß die Augen des Kammerdieners sich mit Thränen des Mitleids füllten.

Eine Stunde später trat der Kardinal Kolonics in das Gemach ein, und schritt hastig zu dem Divan hin, auf welchem der junge Prinz lag, und mit großen, weitgeöffneten Augen ihm entgegenschaute.

„Mein Gott, mein Sohn!" rief er, „was für Nachrichten bringt man mir da von Ihnen? Man sagt mir, daß Sie absichtlich keine Nahrung zu sich nehmen wollen."

„Ich will nicht sterben," sagte Franz ruhig, „aber wenn Gott es will, so sterbe ich!"

„Thorheiten, mein Sohn; Gott will nicht, daß du stirbst. Man stirbt nicht mit zwölf Jahren, wenn man einen so starken, gesunden Körper hat, wie du, mein lieber Sohn. Mein Himmel! welch' ein Eigensinn, drei Tage lang nichts zu essen! Und ich hatte keine Ahnung davon, war immerfort mit deinen Angelegenheiten beschäftigt, hatte immerfort zu schreiben, zu berichten, bin sogar, keine Strapazen und Mühen scheuend, selber mit Courierpferden nach Prag gereist, um dort meinem lieben Mündel die Stätte zu bereiten. Und jetzt, da ich zurückkehre, empfängt man mich mit der Nachricht: der Prinz Rákóczy ist krank! er will sich zu Tode hungern. Prinz! ist das der Lohn für meine Sorgfalt und Theilnahme? O, Sie werden in sich gehen, Sie werden sogleich etwas genießen."

„Ich habe keinen Hunger," sagte Franz ruhig, „ich werde nicht essen, so lange ich in diesem Gefängniß bin."

„O, ist es nur das, mein Sohn!" rief der Kardinal lebhaft. „Nun, ich kann dir sagen, daß du noch in dieser Stunde dieses Haus verlassen wirst, um eine Reise anzutreten. Der Kaiser hat alle meine Vorschläge genehmigt. Du wirst in Begleitung meines

Kaplans noch heute nach Prag abreisen, um in dem dortigen Jesuiten-Kollegium deine Erziehung zu vollenden. Du siehst also, mein lieber Sohn, daß Niemand daran denkt, dich in einem Gefängniß festhalten zu wollen. Im Gegentheil, die Welt thut sich dir auf, und wer weiß, zu welchen großen Dingen du noch berufen bist. Du wirst dich auf dieselben vorbereiten in dem Jesuiten-Kollegium zu Prag. Die frommen Väter dort sind ebenso gelehrt, als fromm, und sie werden den theuren Mündel des Kaisers in Allem unterrichten, was ihm Noth thut. Also, mein Sohn, eile dich! Nimm Einiges von diesen köstlichen Speisen zu dir, welche man so eben hier aufgetragen, und dann führe ich dich selbst zu dem Reisewagen, der schon vor der Thür bereit steht."

„Und meine Mutter?" fragte der Knabe so leise, daß der Kardinal ihn kaum verstand.

„Deine Mutter?" wiederholte der Kardinal. „Ach, ich vergaß! Die Frau Fürstin sendet ihrem geliebten Sohn ihre zärtlichsten Abschiedsgrüße. Sie findet, daß es besser und weiser ist, sich den Schmerz des Abschiedes zu bewahren, und ich bin mit ihr vollkommen einverstanden. Iß also ein wenig, mein Sohn, und dann komm!"

„Nein," sagte Franz ruhig, „ich esse nicht. Ich

habe mir selber geschworen, daß ich nichts in diesem Hause genießen will."

„Nun denn!" rief der Kardinal lachend, „so nehmen wir dieses allerliebste Rebhuhn mit hinunter in den Wagen, und da kannst du essen, mein kleiner Trotzkopf, ohne daß du nöthig hast, deinen Schwur zu brechen."

„Nein, ich werde auch dort nicht essen," sagte Franz, dessen Wange immer bleicher, dessen Stimme immer schwächer geworden war.

„Mein Gott!" rief der Kardinal,„ es ist also Ernst, du willst also wirklich sterben?"

„Nein," flüsterte der Prinz, „ich will zu meiner Mutter. Ich will meine Mutter wiedersehen. Wenn Sie mich von hier fortführen, ohne daß ich meine Mutter wiedergesehen, ohne daß ich Abschied von ihr genommen habe, so will ich sterben, so lasse ich mich verhungern, das schwöre ich!"

„Und er scheint mir wahrhaftig im Stande seinen Schwur zu halten," murmelte der Kardinal in sich hinein. „Man muß ihm also nachgeben, man muß ihm den Willen thun, denn ich will nicht, daß man sagt, ich habe ihn gemordet! — Nun wohl, mein Sohn, dein Wunsch soll dir erfüllt werden! Du sollst von

deiner Mutter Abschied nehmen. Komm, wir fahren sogleich zu ihr!"

Franz erwiderte nichts, aber zwei große Thränen fielen aus seinen brennenden Augen und rannen langsam über seine eingefallenen, todesbleichen Wangen nieder. Er wollte sich aufrichten, aber er fiel ächzend zurück, seine Schwäche war mächtiger, als sein Wille, man mußte ihn hinuntertragen in den Wagen, denn seine Füße trugen ihn nicht mehr. —

Helena hatte diese drei Tage der Einsamkeit in stummer, klageloser Verzweiflung hingebracht. Man hatte sie von ihren Kindern getrennt, man hielt sie wie eine Gefangene, während man ihr bei der Uebergabe von Munkacs feierlich ihre persönliche Freiheit zugesagt hatte, man ließ sie in völliger Ungewißheit über ihr eigenes Schicksal und das ihrer Kinder; aber auch ihre Lippen blieben stumm für jede Klage, für jeden Schmerzensschrei, nur in der Stille der Nacht vernahm man aus ihrem Zimmer unterdrücktes Schluchzen und Weinen. Am Tage aber war das Angesicht der Fürstin stolz, ruhig und kalt, und auch jetzt, als der Kardinal ihr den Sohn brachte, als er ihr erzählte von dem Eigensinn des Knaben, keine Nahrung zu sich nehmen zu wollen, auch jetzt blieb sie ruhig und stolz, und keine einzige Thräne verdun-

kelte den klaren, stolzen Blick ihrer Augen, die, während der Kardinal sprach, unverwandt, drohend und kalt auf ihn gerichtet waren.

Dann, als er schwieg, neigte sie sich nieder zu ihrem Sohne, der matt und sprachlos auf einem Sessel lehnte, und küßte seine feuchte Stirn. „Du wirst essen, mein Sohn," sagte sie, „du wirst essen, damit deine Stimme kräftig und stark genug werde, zu antworten, wenn das Vaterland dich ruft!"

Und jetzt sträubte der Prinz sich nicht länger. Aus den Händen seiner Mutter nahm er mit einem sanften, rührenden Lächeln die Speisen entgegen, die sie ihm darreichte, trank er aus dem Glase mit kräftigem Wein gefüllt, das sie an seine Lippen drückte. Bald übergossen sich seine Wangen mit einem Schimmer der wiederkehrenden Jugendfrische, und seine trüben, matten Augen belebten sich wieder zu feurigem Glänzen.

Der Kardinal drängte zur Abreise, indem er hastig und rauh die Fürstin benachrichtigt hatte, wohin man den Prinzen zu führen gedenke.

„Es überrascht mich nicht," sagte Helena ruhig. „Ich habe in diesen drei Tagen Vieles überdacht und erwogen, und ich war überzeugt, daß Alles so kommen würde. Man will mir den Sohn zu einem Priester, die Tochter zu einer Nonne machen, mich

selbst hier im Ursulinerkloster begraben, wir werden von jetzt an ein frommes, gottseliges Leben führen, wie es Denen wohl ansteht, die mit allen ihren irdischen Hoffnungen gescheitert sind. Die Rákóczy's werden im Kloster enden, wie die Zrinyi's auf dem Schaffott und im Kerker geendet haben, es ist immer dasselbe, nur die Todesarten sind verschieden. Aber da ich heute meinen Sohn zum letzten Male sehe, so will ich von ihm Abschied nehmen."

„Deshalb bringe ich Ihnen ja den Prinzen, Frau Fürstin!" rief der Kardinal rauh. „Nehmen Sie also Abschied von ihm."

Sie schüttelte langsam ihr Haupt. „Wenn eine Mutter von ihrem Sohne Abschied nimmt, darf Niemand als Gott Zeuge sein."

Der Kardinal zuckte die Achseln. „Ich ließe den jungen Prinzen recht gern allein mit Ihnen, Frau Fürstin," sagte er, „wenn Sie nur seine Mutter wären, aber Sie sind zu seinem und zu Ihrem Unglück außerdem noch die Heldin von Munkacs, die Heroine der Unzufriedenen, und aus diesem Grunde darf ich Sie nicht allein lassen mit dem Mündel des Kaisers, der mich zu seinem Stellvertreter ernannt hat."

„Ich will heute nur die Mutter sein," sagte Helena sanft. „Man wird mir wohl erlauben, meinen Sohn

noch einmal ohne Zeugen zu umarmen. Ich bitte Sie darum, Eminenz, als um eine Gnade!"

„Nun wohl, es sei!" rief der Kardinal achselzuckend. „Nehmen Sie Abschied ohne Zeugen von Ihrem Sohn, Frau Fürstin. Ich bewillige Ihnen eine halbe Stunde. Wenn diese verstrichen ist, werde ich kommen, den Prinzen zu holen."

Er wandte sich der Thür zu, aber die Hand der Fürstin hielt ihn zurück. „Noch eine Frage," sagte sie, ihm starr und durchbohrend in die Augen sehend. „Wird mein Sohn an mich schreiben, wird er von mir Briefe empfangen dürfen? Im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau fordere ich Sie auf, mir die Wahrheit zu sagen!"

„Ich kann darüber noch nichts Entscheidendes sagen!" rief der Kardinal, „ich werde den Willen Sr. Majestät einholen, ich weiß nicht —"

„Aber ich weiß!" unterbrach ihn die Fürstin stolz, „gehen Sie, Herr Kardinal!"

Kolonics schleuderte auf sie einen Blick finstern Hasses, er ging hinaus.

Helena war nun allein mit ihrem Sohn, und mit einem Ausdruck leidenschaftlicher Zärtlichkeit schloß sie ihn fest in ihre Arme, preßte sie heiße Küsse auf seinen

Mund, auf seine Wangen. Aber die Thränen, die in ihre Augen treten wollten, drängte sie zurück.

„Ich will nicht weinen," sagte sie. „Ich habe Jahre der Einsamkeit und des Grams vor mir, um über die Trennung von dir und deiner Schwester zu weinen. Dieser letzte Augenblick des Beisammenseins mit dir, mein Sohn, darf nicht von kleinlichem Schmerz entweiht werden. Mein Sohn, du wirst niemals wieder die Stimme deiner Mutter vernehmen, und niemals werden meine Briefe zu dir gelangen, ich habe das in den Augen des Kardinals gelesen. Man fürchtet meinen Einfluß auf dich, deshalb will man die Mutter dem Sohne entfremden. Aber ich werde doch bei dir sein alle Tage, meine Gedanken werden dich segnen und lieben, wenn du der rechte und treue Sohn deiner Mutter bist, wenn du die heiligen Pflichten erfüllst, welche auf deinem Haupte ruhen. Sage, mein Sohn, kennst du diese Pflichten?"

„Ich kenne sie, meine Mutter," sagte der Sohn feierlich. „Ich habe sie beschworen auf dem Thurm von Munkacs, und ich werde sie zu erfüllen trachten, damit ich mich bewähre als dein rechter und treuer Sohn. Ich werde einst den Thurm von Munkacs besteigen und werde es hinaufrufen zum Himmel: Meine Mutter, ich habe dich gerächt, Munkacs ist frei!"

„Schwöre mir, daß du dies nie vergessen, daß du leben, und das Leben ertragen willst, um dereinst dies Ziel zu erreichen!“

„Ich schwöre es dir, meine Mutter, ich will leben, um dies Ziel zu erreichen!“

„Und nun höre noch dies, mein Sohn. Wir werden uns nie wiedersehen, niemals wieder mit einander sprechen. Man wird bemüht sein, die Erinnerung an mich in deinem Herzen zu untergraben, die Vergangenheit in dir zu ertödten. Deshalb will ich dir jetzt mein Vermächtniß geben, und du sollst mir bei dem Andenken an deinen Vater, an deine Mutter, bei Allem was dir heilig und theuer ist, schwören, dieses Vermächtniß als dein höchstes und heiligstes Gut in deinem Herzen zu bewahren.“

Der Knabe that mit ernstem, feierlichem Angesicht den verlangten Schwur.

„Ich kann dir mein Vermächtniß nicht geben auf Papier oder Pergament geschrieben,“ fuhr Helena fort, „denn sie würden es dir entreißen. Ich muß es daher in dein Herz hineinschreiben. Dieses mein Vermächtniß, es ist die Bulla Aurea, die Sacratissimi Regis Andreae Secundi Decretum. Du kennst sie, mein Sohn, sie war das Erste, was ich dich gelehrt habe, und du hast sie mir seitdem statt des Gebetes an jedem Abend

wiederholen müssen. Schwöre mir, daß, ob ich gleich nicht mehr bei dir bin, du festhalten willst an dieser Gewohnheit, daß du an jedem Abend heimlich und in der Stille dir die Bulla Aurea, das Gesetzbuch der Freiheiten Ungarns, wiederholen willst."

„Ich schwöre es dir, meine Mutter," sagte Franz, seine Rechte gegen Himmel erhebend, „ich will mir an jedem Abend die Bulla Aurea wiederholen, sie soll, so lange ich ein Knabe bin, mein Gebet sein, aber dereinst, wenn ich ein Jüngling bin, soll sie mein Schlachtenruf sein!"

„Bleibe eingedenk der Hauptparagraphen dieser unserer heiligen und schönen Magna Charta, bewahre sie als das heiligste Vermächtniß deiner Väter. Welches, mein Sohn, sind die Hauptparagraphen unserer Bulla Aurea?

„Der erste und der zweite Paragraph, vor allen Dingen aber der letzte, der einunddreißigste Paragraph, meine Mutter."

„Was enthält der erste Paragraph?"

„Er sichert jedem Adeligen seine persönliche Freiheit zu, er erklärt es für ungesetzlich, daß ein Adeliger eingekerkert werde, bevor er vor die gewöhnlichen Tribunale geladen, und von denselben überführt worden ist."

„Und der zweite Paragraph, was besagt der?"

„Der zweite Paragraph sichert den Magyaren die Steuerfreiheit, er enthält ferner die Befreiung von dem Zwange des Heerbannes für das Ausland, und gewährt uns Schutz gegen jede Bedrückung des königlichen Statthalters."

„Jetzt aber, mein Sohn, wie lautet der einunddreißigste Artikel, und was befiehlt er?"

„Er befiehlt dem König daß er die Bulla Aurea heilig halte in allen ihren Paragraphen, er gibt den Adeligen das Recht, wenn der König gegen die Bulle sich versündigt, sich zu widersetzen, denn er sagt: „In solchem Falle mögen die Adeligen nebst der Gesammtheit des ganzen Landes uns berauben, und in Noth bringen auf alle mögliche Weise, nämlich durch Wegnehmung unserer Schlösser, Ländereien, Besitzthümer und auf jede Art, wie sie können, bis die Beschwerde nach ihrem Urtheile beseitigt ist."

„Mein Sohn, vergiß es nie, daß die Könige von Ungarn diesen Paragraphen beschwören müssen, bevor sie gekrönt werden, und daß nur derjenige der rechtmäßige König von Ungarn ist, der die Bulla Aurea beschworen hat."

„Ich werde es niemals vergessen!" rief der Knabe feierlich, „ich —"

„Die Zeit ist um," rief der Kardinal, die Thür aufreißend, „die Zeit ist um!"

„Und wir sind zu Ende," sagte Helena ruhig. „Gehe hin, mein Sohn, der Segen deiner Mutter geht mit dir überall hin, wenn du niemals vergissest, das Abendgebet zu wiederholen, das ich dich gelehrt habe!"

„Ich werde es nie vergessen," rief Franz Rákóczy, „ich werde es täglich beten! Lebe wohl, meine Mutter! Dein Vermächtniß steht in meinem Herzen geschrieben."

III.

Juliana im Kloster.

Es war ein langer Kampf, den Juliana Rákóczy mit dem Kardinal Kolonics und den frommen Nonnen des Ursulinerklosters zu kämpfen hatte, ein Kampf, bei welchem auf der einen Seite die Religion, die Frömmigkeit und der Egoismus, auf der andern Seite die Jugend, die Lebenslust und die Liebe zur Freiheit sich gegenüberstanden.

Dem Kardinal Kolonics, dem unter dem purpurrothen Talar das Herz eines Soldaten schlug, wäre

es weit bequemer gewesen, der lästigen Fürsorge über seine junge schöne Mündel, die überdies durch den so gefährlichen und berühmten Namen ihrer Familie ausgezeichnet war, dadurch überhoben zu werden, daß diese der Welt entsagte und sich in ein Kloster zurückzog. Er hatte im Jahre 1683 als Malteserritter bei der Belagerung von Wien durch die Türken sich durch glänzende Waffenthaten, durch begeisternden Heroismus ausgezeichnet, sein ganzes Wesen flammte von Energie, Heldenkraft und Herrschsucht, und neben diesen Eigenschaften, welche in ihm den Krieger charakterisirten, war er zugleich ein fanatischer, orthodoxer Priester, ein strenger, stolzer Kirchenfürst, dem die Interessen der Kirche höher standen als kleinliches persönliches Interesse der Menschen, der ohne Erbarmen und ohne Reue ein Menschenherz zerbrechen konnte, wenn es zum Wohl der Kirche und der Religion ihm nützlich geschienen.

Wie hätte er daher Mitleid haben sollen mit diesem jungen Mädchen, deren Schönheit täglich herrlicher aufblühte und daher täglich Anlaß zu Zwistigkeiten, zu Befürchtungen in dem Ursulinerkloster gab? Denn das Gerücht von der Anwesenheit der Prinzessin Juliana im Ursulinerkloster hatte sich bald genug durch ganz Wien verbreitet, und die ganze Aristokratie beeilte sich, der gefallenen Größe ihre Huldigung dar-

zubringen, indem sie der Mutter und der Tochter des Fürsten Rákóczy in ihrer gezwungenen Einsamkeit ihre Besuche machte. Diese Besuche waren eine Art Demonstration, welche der freisinnige, stolze Adel der Regierung des Kaisers Leopold machte, eine Demonstration gegen die Härte und Grausamkeit, mit welcher man seit Jahren verfahren war, und die nicht blos in Ungarn, sondern auch in Oesterreich selber Unzufriedenheit und Mißfallen erregt hatte. Die Aristokratie wollte vor Ungarn, vor ganz Europa beweisen, daß die Schaffotte von Neuhaus, das Blutgericht von Eperies, die grausamen Strafgerichte Caraffa's nicht ihre Sympathieen für das edle Unglück und den hochherzigen Patriotismus ertödtet hätten, daß man das Unglück zu ehren wisse, und daß die Gemahlin und Tochter Rákóczy's immer doch Fürstinnen blieben, wenn sie auch besiegte Gefangene wären, wenn sie auch gewagt hatten das Schwert zu erheben gegen den König von Ungarn.

Man beeilte sich daher, der Fürstin und der Prinzessin in den Sprachzimmern der beiden Ursulinerklöster Besuche zu machen, und der Kaiser war weise und klug genug, sich das Ansehen zu geben, als billige er vollkommen diese Aufmerksamkeiten, welche man den beiden Damen darbrachte, als wolle er der Prinzessin

Juliana vollkommen freie Macht lassen, sich unter den vornehmen Herren, die ihr im Sprachzimmer ihre Aufwartung machten, einen Gemahl zu wählen, oder wenn es ihrer Neigung entspräche, sich gegen alle Anfechtungen der Welt zu retten hinter den Klostermauern, und statt der Myrthe den Schleier zu wählen.

Der Kaiser schien sich endlich [illegible] en mit Ungarn, und [illegible] wollte [illegible] die aufgeregten, von den Grausamkeiten Caraffa's [illegible] höchsten Haß und Rachedurst entflammten Gemüther der Ungarn zu besänftigen und ihnen indirekt wenigstens zu beweisen, daß er das blutige Strafgericht seiner Generäle nicht billige, und daß, wenn er auch die Heldin von Munkacs habe vernichten und in den Staub treten müssen, die Gemahlin des Fürsten Rakóczy, die Tochter so vieler berühmten Helden, ihm Achtung einflöße, und daß sein Mündel, die Prinzessin Juliana, außer der Freiheit, wenigstens die vollkommene Freiheit des Willens habe, über ihre eigene Zukunft zu bestimmen.

Man duldete daher, wie gesagt, die vielen Besuche, die sich täglich im Ursulinerkloster einfanden, um der Prinzessin ihre Huldigung darzubringen, aber im Stillen war man um so eifriger bemüht, die Prinzessin dem Klosterleben zu gewinnen, und sie zu bereden, den

Schleier zu nehmen. Der Kardinal Kolonics, gereizt von dem Widerstreben, der muthvollen Entschlossenheit der Prinzessin, ließ sich sogar oft von seinem stolzen herrischen Charakter zu Ausbrüchen des Zorns hinreißen, er schalt, er drohte, er legte Bußübungen und Strafen auf.

Aber Juliana hörte seinem Schelten mit ruhiger Gelassenheit zu, sie erwiderte seine Drohungen mit Lächeln und Achselzucken, sie unterwarf sich den Bußübungen und Strafen mit stoischer Ruhe, und das tagelange Fasten, das ununterbrochene Beten während langer, kalter Nächte, das Schlafen auf der bloßen Erde machten gar keinen Eindruck auf Juliana, die von diesen Prüfungen sprach, wie von den unerläßlichen Strapazen, welche der Krieg mit sich bringe.

„Denn wir sind noch fortwährend im Kriege," sagte sie mit einem stolzen Lächeln zum Kardinal Kolonics, „heute sind die Oesterreicher die Sieger, morgen werdin es vielleicht die Ungarn sein, und dann wird man sich beeilen Uns einzulösen gegen die gefangenen österreichischen Feldherren. Ach, Herr Kardinal, wie froh werden Sie alsdann sein, Ihrer lästigen Vormundschaft über eine so widerspänstige und lebenslustige Mündel enthoben zu sein."

„Allerdings werde ich froh darüber sein," grollte der

Kardinal, „aber ich hoffe zu Gott, daß nicht die Siege der Ungarn, sondern die gläubige Ergebung und der Gehorsam meiner Mündel mich dieser Vormundschaft überheben wird. Prinzessin Juliana wird endlich zur Erkenntniß kommen, daß das Leben in Gott für sie das beste Heil und der schönste Frieden ist, sie wird dem Beispiel ihrer edlen und frommen Großmutter Sophie Bátóry folgen und dem Kaiser eine fromme und ergebene Unterthanin werden, sie wird die Vergehen ihrer Aeltern sühnen, indem sie den Kaiser freiwillig der Vormundschaft überhebt, und den Schleier nimmt, indem sie, von allen irdischen Dingen sich lossagend, die heilige Mutterkirche zur Erbin ihrer irdischen Güter einsetzt."

„Ich fürchte, Eminenz, ich werde niemals eine fromme Enkelin werden, sondern mich damit begnügen, eine fromme und gehorsame Tochter zu sein," erwiderte Juliana lächelnd. „Und überdies, wie fromm meine Großmutter, die Fürstin Bátóry, auch immer war, wie sehr sie den Kaiser liebte, so hat sie deshalb doch nicht den Schleier genommen und ihre Güter der Kirche vermacht, sondern sie hat gekämpft für die Sache, der sie anhing und an die sie glaubte, und sie hat ihre Güter ihren natürlichen Erben vermacht. So will ich denn, wie Eure Eminenz es mir rathen, auch

dem Beispiel meiner Großmutter Sophie Bátory folgen, ich will kämpfen für die Sache, der ich anhänge, und an die ich glaube, und ich will meine Güter dereinst meinen natürlichen Erben vermachen."

„Sie werden aber niemals natürliche Erben haben!" schrie der Kardinal zornig. „Man wird Ihnen niemals erlauben sich zu vermählen."

„Alsdann werde ich also gezwungen sein, mich ohne Erlaubniß zu vermählen," sagte Juliana achselzuckend.

„Man wird Ihre Ehe für ungültig erklären!"

„O, ich werde schon Sorge tragen, daß sie so fest und sicher geschlossen ist, daß nichts sie trennen und lösen kann! Aber ereifern Eure Eminenz sich nicht! Noch habe ich Niemand gefunden, dem ich mich vermählen möchte, und ich bin fest entschlossen, mich nur einem Manne zu vermählen, den mein Herz erwählt und der meine politische Gesinnung theilt. Finde ich einen solchen nicht, so werde ich sterben, wenn nicht als Nonne, doch unvermählt, und mein theurer Bruder Franz wird alsdann mein natürlicher Erbe sein."

„Dann wird also, wenn auch auf einem Umwege, die Kirche dennoch Ihre Erbin sein!" rief der Kardinal triumphirend. „Denn Ihr Bruder Franz ist minder verstockt und verhärtet, wie Sie. Er öffnet seine Ohren und sein Herz dem Heil und der Erkenntniß; minder

ungläubig und trotzig wie seine Schwester, wird er dem Beispiel der frommen Väter Jesu nachfolgen, und die irdische Größe hingeben, um der himmlischen nachzustreben."

„Eure Eminenz wollen doch nicht sagen, daß mein Bruder Franz ein Jesuit werden könnte?" fragte Juliana mit blitzenden Augen und zornflammendem Angesicht.

„Die frommen Väter preisen seine Frömmigkeit und seinen Gehorsam," sagte der Kardinal, „der liebe Franz ist ein Muster für alle Schüler des Kollegiums. Der Erste in der Kirche, im Beichtstuhl wie im Kollegium, ist er bis jetzt das leuchtende Vorbild eines guten Schülers, er wird dereinst das leuchtende Vorbild eines frommen, glaubenseifrigen Priesters werden."

„An dem Tage wird der Geist seines Vaters ihm fluchen!" rief Juliana leidenschaftlich, „an dem Tage werden seine Mutter und seine Schwester sich von ihm wenden, und werden ihn nicht mehr für ihren Sohn und ihren Bruder anerkennen!"

„Und Sie beschweren sich, daß ich Sie nicht mit meinem lieben Franz korrespondiren lasse? sagte der Kardinal achselzuckend. „Mein Gott, welch ein blinder Thor müßte ich sein, meines lieben Mündels Gemüth zu beunruhigen, indem ich so fanatischen Frauenzim-

mern gestattete an ihn zu schreiben, und mit ihren revolutionären Grundsätzen die fromme und weise Mäßigung zu zerstören, welche die frommen Väter so mühsam dem jungen Prinzen gelehrt haben!"

„Sie wollen also immer noch meinen Bitten nicht Gehör geben? Sie wollen mir nicht gestatten, mit meinem Bruder zu korrespondiren; Sie verweigern es mir, meine theure, geliebte Mutter zu sehen, obwohl sie hier in Wien ist, obwohl nur wenige Straßen mich von ihr trennen! Ach, Herr Kardinal, es scheint mir wenig christlich, auf so gewaltsame Weise eine Tochter von ihrer Mutter fern zu halten, vorzüglich, wenn diese Mutter eine so edle, tugendreiche, treue und hochherzige Frau ist, wie ganz Europa weiß, daß es meine Mutter ist."

„Ihre Mutter heißt Helena Zrinyi, und sie ist die Gemahlin des hochverrätherischen Renegaten, der jetzt mit den Türken im Bunde gegen seinen rechtmäßigen Herrn und König im Krieg ist. Sie werden es sehr natürlich finden, daß die beiden Kinder, welche der sterbende Fürst Franz Rákóczy der Vormundschaft des Kaisers Leopold empfohlen hat, nicht mit einer so gefährlichen Frau verkehren sollen. Indessen gibt es ein Mittel, durch welches Sie sogleich die Scheidewand niederreißen können, welche Sie von Ihrer Mutter und

Ihrem Bruder trennt. Nehmen Sie den Schleier, Prinzessin Juliana, werden Sie Nonne, und man wird es der frommen Schwester Ursulinerin nicht versagen, ihre Mutter zu sehen und ihrem Bruder zu schreiben."

„Es gibt noch ein anderes Mittel," rief Juliana erglühend, „ein anderes Mittel, um die Scheidewand niederzureißen, welche mich von meiner Mutter, von meinem Bruder trennt!"

„Und wollen Sie mir sagen, worin dieses Mittel besteht?"

„Warum nicht, Herr Kardinal? Dieses Mittel besteht darin, daß ich mich vermähle! Der große Gott da droben, welcher nicht blos der Schutzherr Oesterreichs, sondern auch der Schutzherr Ungarns ist, der wird mir schon zur rechten Zeit den Mann zuführen, der mich erlösen soll aus diesem Kloster, der mich wieder hinausführt in die Welt, und durch mich auch meinen Bruder Franz erlöst und der Freiheit wiedergibt. Auf diesen meinen Gott hoffe ich, an ihn glaube ich, und von ihm weiß ich, daß er mir helfen wird! Sie sehen, Herr Kardinal, ich handle ehrlich und aufrichtig, ich sage Ihnen, welches meine Hoffnungen auf Rettung sind. Sehen Sie nun zu, wie Sie dieselben zerstören können, aber glauben Sie mir, Gott ist mit mir im Bunde, und der Genius meines Vaterlandes

umschwebt die Tochter der Rákóczyi als segnender Schutzgeist!"

„Nun wir werden ja sehen, wie weit dieser Schutzgeist wirklich im Stande ist, uns zu trotzen," sagte Kölonics höhnisch, „und ob er wirklich die Macht hat, Ihnen einen Mann zuzuführen, trotz der Klostermauern und des Sprachgitters."

Und er eilte zornig zu der Aebtissin hin, und machte ihr die strengste Beaufsichtigung der Prinzessin zur Pflicht. Konnte man, da der Kaiser persönlich erlaubt hatte, daß die Prinzessin Juliana täglich im Sprachzimmer Besuche empfinge, konnte man dies also nicht hindern, so sollte die Aebtissin mindestens Sorge tragen, daß Juliana bei ihren Gängen in das Sprachzimmer immer von einer Schwester Ursulinerin begleitet würde, und daß diese auch nicht einen Moment das Sprachzimmer verlasse. Auch zu ihren Gängen in die Kirche, zu den nächtlichen Betübungen, so wie wenn Juliana sich auf das Chor begab, um mit kunstfertigen geschickten Händen die Orgel zu spielen, sollte immer eine der Nonnen sie begleiten, und nicht einen Moment sollte man die Prinzessin unbeachtet lassen.

Aber das Schicksal naht sich oft auf dunklen, unsichtbaren Pfaden, und unter den Trauerschleiern des

Unglücks führt es Denen, die es liebt, gar oft dennoch das Glück herbei.

Zwei Unglücksfälle mußten sich ereignen, um Julianen das Glück zu bringen, das sie so sehr ersehnte. Zwei Unglücksfälle, um ihr den Freier zuzuführen und den strengen Aufseher zu entfernen.

Das Unglück, welches ihr den Freier zuführte, war der Verlust Belgrads an die Türken im Oktober des Jahres 1690. Der General Graf Aspermont hatte die österreichischen Truppen in der Festung kommandirt, aber gegen die Uebermacht der Feinde, gegen die vereinten Schaaren des Sultans und Tököly's hatte er mit seiner geringen und schlecht verpflegten Besatzung sich nicht zu halten vermocht. Dem Auffliegen zweier Pulverthürme, die Tod und Entsetzen unter die stürmenden türkischen Schaaren geschleudert, hatte Aspermont allein es zu verdanken, daß er wenigstens Zeit und Gelegenheit fand, sich mit den Seinen aus der brennenden Festung zu retten.

Aspermont war nach Wien gekommen, um seinem Kaiser und Herrn das Unglück und den Verlust Belgrads zu melden, und der stolze, hocherzürnte Kriegsrath ließ den General gefänglich einziehen, klagte ihn als Verräther an und zog ihn zur strengsten Verantwortung. Aber General Graf Aspermont hatte zu seinem

Glück die Mittel in Händen, seine Unschuld zu beweisen und darzuthun, nicht blos, daß er selber unschuldig an dem Verlust von Belgrad, sondern daß der Hofkriegsrath sehr wohl gewußt habe, in welchem schlechten und bedrohlichen Zustande sich Belgrad befände. Der General Heußler, der auf seinem Durchzug durch Belgrad gesehen hatte, wie schlecht die Festungswerke von Ofen und Belgrad beschaffen seien, wie wenig man aus Mangel an Waffen und Geld zu ihrer Wiederherstellung hatte thun können, der General Heußler hatte dem Hofkriegsrath sogleich Meldung davon gemacht und dringend um Truppen und Geld nachgesucht. Aber man hatte weder die einen noch das andere nach den bedrohten Festungen gesandt, sondern den dort kommandirenden Generälen nur den Befehl gegeben, in äußerster Noth das Aeußerste zu wagen, und durch Klugheit und Muth zu bewirken, daß Belgrad nicht verloren ginge.*)

Der Befehl indeß war nicht wirksam gewesen, Belgrad war dennoch verloren gegangen, und jetzt wollte der Hofkriegsrath den Grafen Aspermont dafür verantwortlich machen! Aber er sah sich doch bald genug genöthigt, in seiner Strenge mindestens nachzu-

---

*) Feßler: Geschichte von Ungarn. IX. 436.

lassen, und der gefangene General sah die Pforten seines Gefängnisses während des Tages sich öffnen und erhielt die Erlaubniß, in Wien, wenn auch ohne Degen, frei umher zu gehen. Er benützte die Erlaubniß, um der Prinzessin Juliana in ihrem Ursulinerkloster seinen Besuch zu machen, und da er in früheren Tagen in Ungarn häufig auf Munkacs gewesen war, nahm Juliana keinen Anstand, den jungen, schönen General freundlich willkommen zu heißen und ihm auf seine Bitte zu erlauben, daß er seine Besuche im Sprachzimmer wiederholen dürfe.

Aber dieses erste Unglück, welches ihr den Freier zuführte, wäre doch nicht genügend gewesen zu ihrem Glück, wenn nicht das zweite Unglück dazu gekommen wäre, welches den strengen Aufseher entfernte und sie für einige Zeit von der Vormundschaft des Kardinals befreite.

Dieses zweite Unglück war der Tod des Papstes Innozenz XI., der Tod des weisen, gelehrten und kriegsgeübten Papstes, der während der ganzen Dauer seiner Regierung ein Feind der Jesuiten gewesen, und die kühnen Machtübergriffe und glaubenseifrigen Grausamkeiten Ludwig XIV. von Frankreich stets getadelt und bekämpft hatte.

Dieses Unglück — wenn man überhaupt den Tod

als ein Unglück bezeichnen darf — rief den Kardinal Kolonics nach Rom, um in der langen, verschlossenen Halle des Lateran mit den andern Kardinälen den heiligen Geist anzurufen, daß er ihre Seelen erleuchte und sie befähige, dem würdigen Papst Innozenz einen würdigen Nachfolger zu wählen.

Aber es schien, als wenn der heilige Geist diesmal sehr wenig geneigt sei, sich den Gebeten der Kardinäle zu fügen und sich auf ihren Häuptern niederzulassen in der verhängnißvollen Gallerie des Lateran. Zwei ganze lange Monate dauerte diesmal das Konklave, zwei lange Monate bedurften die eingeschlossenen Kardinäle, um endlich sich zu einigen zu der Wahl Ottoboni's, des Papstes Alexander VIII.

Diese zwei Monate, welche der Kardinal Kolonics bedurfte, um in Rom einen Papst zu wählen, sie genügten dem General Aspermont, um in Wien sich eine Gemahlin zu erobern.

IV.

Die Entführung.

Kaum ein Monat war seit ihrem ersten Begegnen vergangen, als Juliana sich schon in ihrem jauchzenden Herzen bewußt war, daß der General Aspermont der Mann sei, den ihr Gott zu ihrer Befreiung gesandt hatte, als General Aspermont ihr schon, trotz der stets anwesenden, stets wachsamen Nonne, in einem glücklichen Moment einen Brief zugesteckt hatte, in welchem er nicht allein ihr seine leidenschaftliche Liebe bekannte, sondern auch feierlich bei ihr um ihre Hand anhielt.

Die Prinzessin drückte diesen Brief mit seligem Lächeln an ihr Herz, dessen tiefes Geheimniß sie längst ergründet hatte. Sie liebte den schönen, heiteren, edlen und guten jungen Mann, und sie war sich dieser Liebe mit freudiger Zuversicht bewußt. Aber bevor sie ihm das Geständniß ihrer Gegenliebe machte, bevor sie ihn annahm zu ihrem Gemahl, ihrem Befreier, dem sie indessen doch ihre Freiheit hingeben mußte, war es nöthig, daß sie ihn allein, ohne die lästige Zeugin sprechen könnte, die jeden Austausch der Gefühle hemmte und das Wort, das sich frei aus dem Herzen hervordrängte, auf der Lippe fesselte.

Der Graf Aspermont kam ihrem geheimen Wunsche zuvor, ehe ihre mädchenhafte Schüchternheit gewagt hatte, ihn auszusprechen. Nur in den Stunden, in welchen nach der Regel des Klosters überhaupt Besuche in das Sprachzimmer eingelassen wurden, begleitete eine der Nonnen die Prinzessin Juliana als Wächterin und Aufseherin in das Sprachzimmer. Aber wenn diese Stunden abgelaufen, wenn die Ausgangsthür des Sprachzimmers verschlossen und der Schlüssel der Aebtissin wieder übergeben war, dann stand es Julianen frei, sich im Sprachzimmer aufzuhalten, und dort sich ihren Beschäftigungen, ihrer Lektüre oder auch ihren Träumen zu überlassen.

Eines Tages indessen ward sie aus diesen Träumen auf eine gar wunderbare und überraschende Weise aufgeschreckt. Die Ausgangsthür des Sprachzimmers öffnete sich und General Aspermont, strahlend von Glück, von Muth und Entschlossenheit, trat herein und eilte zu dem Gitter hin, das ihn von seiner Geliebten trennte.

Juliana lehnte ihr bleiches, erschrockenes Gesicht gegen das Eisengitter und wider ihren Willen lächelte sie dem kühnen und verwegenen General ihre Grüße entgegen.

„Wer hat Sie eingelassen? Woher kommen Sie, General?“ flüsterte sie leise.

„Ich selber habe mich eingelassen,“ sagte er, „und ich komme aus dem Hause, in welches ich die Königin meines Herzens bald als meine theure, angebetete Gemahlin hoffe einführen zu können. Für die Liebe, Juliana, gibt es keine Mauern und keine Schlösser, sie überspringt die Mauern, sie öffnet die Schlösser. Während wir hier im Sprachzimmer unter den Augen Ihrer grausamen Wächterin uns besprachen, hat mein Kammerdiener draußen unbemerkt den Schlüssel, den die guten Nonnen von außen in das Schloß gesteckt, in Wachs abgeformt, und nach dem Modell einen Nachschlüssel anfertigen lassen. Dank diesem Nachschlüssel bin ich hier, und Dank diesem Nachschlüssel wird Prinzessin Juliana dereinst dieses verhaßte Haus verlassen, wenn Sie einwilligt, meine Gemahlin zu werden und mich durch ihren Besitz zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen. Ich bin gekommen, Prinzessin, um endlich von Ihren Lippen die Bestätigung meiner Wünsche zu vernehmen, um zu erfahren, ob Sie mich zu Ihrem Ritter und Befreier annehmen wollen. Antworten Sie mir jetzt, Prinzessin, jetzt, da die Wächterin des Kardinals Sie nicht hört! Wollen Sie mir das Glück gönnen, Sie aus diesem Ort der Lange-

weile zu befreien und Sie als meine Gemahlin in mein Haus einzuführen?"

Juliana sah ihm mit einem langen, forschenden Blick in die hellen, strahlenden Augen, und ihr Gesicht, das bis dahin heiter und lachend gewesen, nahm allgemach einen ernsten, feierlichen Ausdruck an.

„Herr Graf," sagte sie leise, „Sie kennen das traurige Schicksal meines Hauses. Sie wissen, daß der Zorn des Kaisers auf uns ruht, daß wir hier in Oesterreich für Hochverräther und Empörer gelten. Nun frage ich Sie hier feierlich vor Gott und Ihrem Gewissen, nennen auch Sie in der Tiefe Ihres Herzens uns Hochverräther? Nennen auch Sie meine Mutter eine Empörerin?"

„Vor Gott und meinem Gewissen will ich Ihnen Antwort geben," erwiderte der Graf feierlich. „Ich bin ein guter Patriot, ich liebe den Kaiser und werde ihm treu und redlich dienen, so lange ich lebe. Aber gerade darum ehre ich auch den Patriotismus Anderer und verstehe es, wenn sie ihr Leben daransetzen, die Sache, der sie dienen, zu vertheidigen. Der Kampf zwischen Ungarn und dem Hause Habsburg ist ein Unglück, das indessen von Niemanden persönlich verschuldet ist, sondern für das man nur das strenge, unerbittliche Schicksal verantwortlich machen kann.

Beide Parteien befinden sich bei diesem Kampf in ihrem vollen Recht, der Kaiser, weil er das Erbe seiner Väter nicht verlieren will, sondern um den Besitz desselben kämpft, wie es einem Manne geziemt; — die Ungarn, weil sie die Freiheiten und Vorrechte ihres Vaterlandes nicht aufgeben wollen, sondern für die Größe, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes ihr Gut und Blut, ihr Leben und ihre Existenz wagen. Ehre und Preis diesen edlen und tapfern Patrioten, denen die Erhaltung des Vaterlandes die heiligste und theuerste Pflicht scheint! Ehre und Preis der Heldin von Munkacs, der erhabenen Mutter meiner theuren, angebeteten Prinzessin Juliana! Jeder Soldat neigt im Geiste sein Haupt voll Ehrfurcht und Bewunderung vor dieser erhabenen Heldin, welche drei Jahre lang wie eine Löwin kämpfte und stritt für das Erbe ihrer Kinder, welche drei Jahre lang die kriegsgewandtesten österreichischen Generäle beschämte durch ihre muthvolle und energische Vertheidigung.

Und wie jeder tapfere Soldat die Heldin von Munkacs bewundert, so verachtet jeder tapfere Soldat die nutzlose Grausamkeit, die blutgierige Strenge, mit welcher der rohe General Caraffa in Ungarn gewüthet hat, und beklagt es, daß gerade er es sein durfte, der die Heldin von Munkacs besiegte; er, welcher es

verschuldet hat, daß der Kampf der Parteien jetzt zu einem patriotischen Krieg geworden ist, in welchem alle Parteifragen untergegangen sind, und wo man nur noch kämpft für die große Frage der freien Existenz des Vaterlandes. Um ein Volk, das für seine Freiheit kämpft, zu besiegen, bedarf es nicht der blutgierigen Strenge, nicht der grausamen Strafe, sondern man bedarf dazu der Milde und Großmuth, der Liebe und des Vergebens. Auf den Schaffotten und in den Kerkern wird der Patriotismus und die Widerstandskraft nicht getödtet, nicht in Fesseln geschlagen, sondern aus dem Blute der Getödteten steigen neue geharnischte Krieger hervor, und die Gefangenen werden zu Märtyrern und Heiligen, bei deren Gedenken man sich begeistert zu neuem Widerstand, und deren Unglück und Qual man zu rächen dürstet. Weil ich ein guter österreichischer Patriot, ein treuer Diener meines Kaisers bin, darum verstehe ich auch den Heldenmuth der patriotischen Ungarn, und habe Ehrfurcht und Bewunderung für die Vertheidigerin von Munkacs."

Juliana streckte ihm durch das Gitter ihre schmale kleine Hand hin, und nickte ihm zu. „Ich danke Ihnen, General," sagte sie, „aus der Tiefe meines Herzens danke ich Ihnen, und die Worte, die Sie eben gesprochen, werden ewig in meinem Herzen wiedertönen."

„Aber werden auch Sie jetzt sprechen, Juliana?" fragte der Graf, seine heißen Lippen auf ihre Hand drückend. „Werden Sie jetzt endlich meine Frage beantworten, die Frage, welche über meine Zukunft und mein Lebensglück entscheiden soll?"

„Erst, General, müssen Sie mir noch eine Frage beantworten! Ich weiß jetzt, wie Sie über Ungarn denken, aber ich weiß noch nicht, wie Sie handeln werden. Sie begehren meine Hand, Sie wollen mich zu Ihrer Gemahlin erwählen. Aber Sie tragen die Uniform der Feinde meines Vaterlandes; und wenn der Kaiser es morgen seinem General befiehlt, so muß er hingehen und die Truppen anführen, welche gegen meine Landsleute, gegen die edlen Freunde meines Vaters und meiner Mutter kämpfen."

„Wenn der Kaiser mir das beföhle, so würde ich ihn beschwören diesen Befehl in Gnaden zurückzunehmen, und da er edel und großmüthig ist, so würde er meine Bitte erfüllen. Ich werde niemals gegen die kämpfenden Ungarn mein Schwert erheben, und der Kaiser hat ja überdies Feinde genug, gegen die er mich mit meinem Regiment stellen kann. Ich will mir aus dem schönen Ungarland keine Lorbeeren, sondern nur Myrthen erobern."

„General, nun meine letzte Frage und Bitte. Sie besitzen Einfluß und Ansehen, Sie sind verwandt und befreundet mit dem allmächtigen Staatsminister von Strattmann, der Kaiser selber ist, wie man mir sagt, Ihnen sehr gewogen. Sie haben viele mächtige Freunde und Verbindungen. Werden Sie dieselben anwenden, um das Unglück meines Hauses zu mildern, und die Wunden, welche man uns geschlagen, mindestens mit ein wenig Balsam zu sänftigen? Meine Mutter schmachtet, wie ich, in einem Kloster, und man hat es ihr sogar versagt ihre Tochter zu sehen, mit ihrem Sohne in brieflichem Verkehr zu stehen. Sie trauert nicht blos um das Vaterland, sondern auch um ihre Kinder, um den Gemahl, den sie liebt, und von dem man sie wider alle Religion und alles Völkerrecht getrennt hält. Was werden Sie thun, um das Loos meiner unglücklichen Mutter zu erleichtern?"

„Prinzessin, ich weiß, daß Unterhandlungen angeknüpft sind von Tököly, um den gefangenen General Heister gegen seine Gemahlin auszuwechseln. Ich werde allen meinen Einfluß auf den Grafen Strattmann anwenden, daß die Unterhandlungen zu einem glücklichen Resultat führen, daß man der Fürstin erlaubt, sich zu ihrem Gemahl zu begeben."

„Und mein Bruder, mein geliebter, einziger Bru

der? Er schmachtet im Jesuiten-Kollegium zu Prag, und mit Gebeten und frommen Bußübungen wollen sie seinen Jugendmuth brechen, und den heranwachsenden Krieger seines Vaterlandes in einen demüthigen Diener des Altars verwandeln."

„Wir wollen ihn von dort befreien, Juliana, sie sollen dem jungen Adler nicht seine Flügel beschneiden, er soll das Recht haben, sich frei zu entwickeln und aufzustreben nach den höchsten Zielen. Geben Sie mir Ihre Hand, Prinzessin Juliana, und ich schwöre in diese geliebte theure Hand, daß ich nicht ruhen und rasten will, bis der Fürst Franz Rákóczy aus dem Jesuiten-Kollegium in Prag erlöst, und hierher nach Wien gekommen ist, um hier frei und ungehindert zu leben, wie es seinem Range und seiner Stellung gemäß ist."

„Schwören Sie das in meine Hand, General," rief Juliana freudig, „und mein Leben, mein Herz, meine Liebe und Treue gehört Ihnen für das Leben!"

„Ich schwör's, schwör's bei Allem was mir heilig und theuer ist auf Erden! schwör's bei meiner Liebe zu Ihnen! bei meiner Hoffnung auf ein langes und glückliches Leben an Ihrer Seite!"

„Und ich," sagte Juliana feierlich, „ich schwöre, daß ich Sie lieben, ehren und hochhalten will mein

ganzes Leben lang! schwöre, daß ich niemals einem andern Gemahl angehören will, als Ihnen, daß ich mich betrachte als Ihre Braut, und nicht als die Braut des Himmels, und daß keine Bitten, keine Drohungen, keine Gewalt mich zwingen sollen, den Schleier statt des Myrthenkranzes zu wählen. Graf Aspermont, von dieser Stunde an bin ich Ihre Braut, sehen Sie nun zu, wie Sie die Braut sich erobern aus den Mauern des Klosters!"

„O, meine süße, geliebte Braut, mein Plan ist schon entworfen," flüsterte Aspermont, „Alles ist vorbereitet. Ich wartete nur auf Ihre Einwilligung, um zur Ausführung zu schreiten. Sagen Sie nur dies Eine: Können Sie unbemerkt während der Nacht bis zu dem Sprachzimmer hier gelangen?"

„Ich glaube, daß ich das kann. Ich habe oft schon in den langen Sommernächten, wenn der Kummer mich wach hielt, beim Dämmern des Morgens meine Zelle verlassen, und bin hier herabgegangen, ohne daß irgend Jemand mir begegnet ist, oder mich gehört hat. Aber was hilft es, daß ich hier herunterkommen kann, das Eisengitter ist fest verschlossen, und der Schlüssel wird jeden Abend von der dienstthuenden Schwester der Frau Aebtissin übergeben."

Graf Aspermont lächelte. „Erinnern Sie sich,

Prinzessin," sagte er, „wie ich neulich, als geschäh's zum Scherz, an dem Eisengitter rüttelte, und meine Hand lang und fest auf das Schloß legte, indem ich die Nonne mit der Drohung ängstigte, daß ich das Schloß sprengen, und Sie Beide entführen wolle? Nun, während ich mit der lieben, kurzsichtigen Schwester Brigitte scherzte, drückte ich ganz verstohlen etwas Wachs, das ich vorher in meiner warmen Hand weich gemacht, in das Schloß ein, und erhielt so ein Modell des Schlüsselloches und des Schlosses, nach welchem mein geschickter Schlosser nicht allein einen Schlüssel, sondern auch einen Dietrich angefertigt hat. Hier, Prinzessin, sind die beiden Zauberer, welche mir das Paradies meiner Zukunft erschließen sollen; wenn der Schlüssel nicht paßt, so öffnet der Dietrich mir sicher diese Pforte zum Paradiese. Darf ich versuchen, Prinzessin, oder vielmehr, da das Schloß von innen geöffnet wird, wollen Sie versuchen?"

„Ich will versuchen, Graf, geben Sie mir die Schlüssel."

Der Graf reichte ihr durch das Gitter die beiden Werkzeuge dar, und Juliana schob den Schlüssel in das Schloß. Ein Moment athemloser Erwartung, dann drehte sich der Schlüssel, und das Schloß flog auf.

„Ah, ich bin frei!“ sagte Juliana hochaufathmend, indem sie das Gitter weit aufstieß.

„O, mein Gott, wie schön Sie sind!“ rief der Graf, ganz entzückt in das freudig erregte lächelnde Angesicht Julianens schauend. „O, das Eisengitter hat mich Ihre wunderbare Schönheit nur lückenhaft sehen lassen. Bis jetzt glaubte ich, daß Prinzessin Juliana das schönste Mädchen auf Erden sei, jetzt sehe ich, daß sie ein Engel des Himmels ist!“

„Schmeichler,“ lächelte Juliana, „wenn Sie fortfahren so laut zu sprechen, werden Sie die wachsamen Nonnen herbeiziehen, und das Paradies der Freiheit wird sich für mich auf ewig schließen.“

„Ich will still sein, ich will flüstern. Aber, Juliana, haben Sie nicht vorher sich feierlich vor Gott zu meiner Braut verlobt?“

„Ich habe das gethan, Graf!“

„Nun wohl, meine theure, meine geliebte Braut, besiegeln Sie Ihr Gelübde mit einem Kuß. Lassen Sie mich mein Gelübde ewiger Treue, ewiger Liebe auf Ihre Lippen pressen.“

Sie neigte lächelnd ihr Haupt durch das geöffnete Gitterfenster. Graf Aspermont sank vor demselben auf seine Kniee nieder.

„Gib mir den Brautkuß, Juliana,“ sagte er feier-

lich, „ich will ihn knieend von meinem Engel empfangen.“

Juliana, hocherröthend, neigte sich tiefer und drückte einen leisen und doch innigen Kuß auf seine Stirn.

„Mit diesem Kuß begrüße ich meinen Verlobten,“ sagte sie ernst, „mit diesem Kuß begrüße ich den Befreier meiner Mutter, den Erlöser meines Bruders. O, mein Freund, möge der letzte Kuß, den einst meine sterbenden Lippen Ihnen geben werden, nur das letzte Siegel sein, welches wir auf den Bund unserer Herzen drücken —“

„Aber, mein Gott, was ist denn das? Was geschieht denn hier?“ fragte eine Stimme hinter ihnen, und als der General emporsprang, als Juliana zusammenzuckend ihr Haupt emporgerichtet, sahen sie da in der Mitte des Sprachzimmers den Fürst-Bischof von Wien, Grafen Trautson, der lächelnd und überrascht sie Beide anstarrte.

General Aspermont, ohne zu zaudern, ohne irgend eine Beängstigung zu verrathen, reichte mit einem offenen, hellen Liebeslächeln der Prinzessin seine Hand dar.

„Prinzessin,“ sagte er, „fürchten Sie nichts. Se. Eminenz ist zu edel, zu großmüthig, um uns verrathen zu wollen. Sein Hiersein überrascht mich nicht, ich

rechnete auf unseres Fürst-Bischofs Großmuth und Vergebung —"

„Ach, jetzt verstehe ich!" rief der Fürst-Bischof. „Sie waren es also, mein lieber General, der dieses Billet heute an mich geschrieben?"

„Halten zu Gnaden, Eminenz, ich war es."

„Dieses Billet forderte mich in so beweglichen, rührenden Worten auf, heute um diese Stunde hieher zu kommen, daß ich ihm nicht widerstehen konnte. Dies Billet war überdies so mystisch abgefaßt, es sprach von einem wichtigen, großen Geheimniß, das ich hier erfahren sollte, es versicherte, daß ich durch mein Erscheinen Unglück verhüten, Glück begründen könnte, es forderte von mir, daß ich ganz unbemerkt hieherkommen, einige hundert Schritte von dem Kloster entfernt meinen Wagen halten lassen, zu Fuß hiehergehen und ohne Jemand zu benachrichtigen, hier in das Sprachzimmer, dessen Thür ich schon geöffnet finden werde, eintreten sollte. Ich gestehe, es regte sich bei dem Lesen dieses Billets unter dem Soutane des Priesters etwas von der Neugierde des weltlichen Menschen. Ich konnte der Begierde nicht widerstehen, ich erwartete die Enthüllung irgend eines gefährlichen politischen Geheimnisses. Und was finde ich hier? Meinen lieben, verehrten Freund, den General Grafen

Aspermont, und die Prinzessin Juliana Rákóczy, meine liebe, junge Freundin, in einem vertraulichen Zwiegespräch, das sehr viel Aehnlichkeit mit einem Liebes-Rendezvous hat."

„Es ist auch ein solches, Eminenz," sagte Graf Aspermont lächelnd; „aber der verehrte Herr Fürst-Bischof sieht wohl, daß dies Liebes-Rendezvous sich nicht unter den Schleiern der Sünde und Schuld verbergen will, denn ich war es allerdings, der jenes Billet zu schreiben wagte, das Eure Eminenz hieher-gebracht hat. Ich rechnete dabei auf die mir stets bewiesene Huld und Güte des Herrn Fürst-Bischofs, auf seine bekannte Großmuth und Güte gegen alle Bedrängte und Leidende, welche sich hülfeflehend an ihn wenden wollen."

„Hülfeflehend?" fragte der Bischof, indem er sein altes, von weißen Locken umwalltes Haupt mit einem sanften Lächeln der Prinzessin zuwandte. „Sind Sie es, Prinzessin, welche der Hülfe bedarf und sie erfleht? Denn nimmermehr kann ich glauben, daß der tapfere Kriegsheld Graf Aspermont von dem armen Hirten der Kirche Hülfe begehren möchte. Sind Sie es also, Prinzessin, welche der Hülfe bedarf?"

„Ich bin es," sagte Juliana leise, „ich bedarf der Hülfe, des Beistandes gegen viele Feinde und viele Ge-

fahren. Aber dennoch bekenne ich Eurer Eminenz, daß ich nicht weiß, weshalb der Herr Graf Eure Eminenz gerade hier und heute um Ihren Besuch zu bitten wagte."

„Ich will es Ihnen und ich will es dem Herrn Fürst-Bischof bekennen," flüsterte Aspermont; und indem er Julianens Hand nahm, fuhr er fort: „Eminenz, erlauben Sie mir, Ihnen hier Prinzessin Juliana Rákóczy vorzustellen. Ich liebe sie, ich habe es ihr gestanden, und sie hat die Gnade, meine Liebe zu erwidern; kurz bevor Eure Eminenz kamen, hat mir die Prinzessin feierlich gelobt, daß sie niemals einem andern Manne angehören will als mir, hat sie sich meine Braut genannt und mich berechtigt auf Mittel zu sinnen, um mir die Braut aus den dunkeln Mauern des Klosters zu erobern und sie als meine Gemahlin in die Welt einzuführen."

„Ach, General!" rief der Bischof, „das ist allerdings ein gefährliches Geheimniß, welches Sie mir da verkünden. Wenn mein erhabener Kollege, der edle Kardinal Kolonics, bei seiner Heimkehr davon erfährt, so wird er schwerlich damit zufrieden sein. Im ersten Zorn wäre er sogar vielleicht im Stande, zu seinen alten kriegerischen Gewohnheiten zurückzukehren, und seinen und meinen heiligen Stand vergessend, mich mit dem Schwerte in der Hand zur Rechenschaft dar-

über zu ziehen, daß ich Zeuge dieses Rendezvous zweier Verliebten gewesen, denen wahrhaftig weiter nichts fehlt, als mein priesterlicher Segen, um den Bund Ihrer Herzen unauflöslich zu machen."

„Und dieser priesterliche Segen, der ist es gerade, den ich von Eurer Eminenz erflehe," sagte General Aspermont lebhaft. „Prinzessin Juliana, wenn Sie mich wirklich lieben, so überwinden Sie jetzt jede mädchenhafte Schüchternheit und bitten auch Sie den theueren Freund, den uns Gott gesandt hat, daß er unseren Bund segnen möge."

„Eminenz," flüsterte Juliana tief erröthend, „geben Sie unserem Bunde Ihre Benediktion, damit sie uns eine Waffe sei gegen das Unglück, ein Schild gegen alle Gefahren."

Der Fürst-Bischof stand einen Moment schweigend und in tief-ernsten Gedanken. Dann hob er den milden Blick empor und nickte den Beiden, die in athemloser Spannung ihm entgegenschauten, freundlich zu.

„Ich will Eure Wünsche erfüllen," sagte er. „Ich kannte Ihren Vater, Prinzessin, ich habe ihn gesehen in den Jahren der Schmerzen und der Entsagung, und sein edles, trauerndes Angesicht hat mich zu tiefem Mitleid bewegt. Ihre Mutter, General, war meine Jugendfreundin, und als Sie geboren wurden, habe ich

ihr feierlich geloben müssen, daß ich Ihnen stets ein väterlicher Freund, daß ich Ihnen helfen und beistehen wolle, wo und wie ich es vermöchte. Nun wohl, Sie begehren meine Hülfe, und Sie, Prinzessin, blicken mich an mit den schönen Augen Ihres Vaters. Es ist, als wenn aus diesen Augen sein seliger Geist mich anschaute und zu mir spräche. Wohlan denn, ich will Ihren beiderseitigen Wunsch erfüllen, ich will der Liebe, welche des Segens der Kirche begehrt, denselben nicht entziehen. Es ist wahr, Sie sind von Gefahren umringt. Möge in denselben das Bewußtsein Ihren Muth stärken, daß die Kirche Ihrer Liebe das heilige und unauflösliche Siegel ihres Segens verliehen hat. Kniet nieder und betet, meine Kinder!"

Die Prinzessin und der General, die Hände fest in einander verschlungen, knieten nieder, er diesseits, sie jenseits der Mauer, welche durch die ganze Länge des Sprachzimmers dahinging, und dessen obere Hälfte das durchbrochene Eisengitter einnahm. Aber durch das geöffnete Gitterfenster neigten sich ihre Häupter zu einander und ihre Stirnen berührten sich.

Der Fürst-Bischof nahm von dem Betstuhl, der diesseits an der breiten Wand des Sprachzimmers aufgestellt war, das große Kruzifix von Elfenbein und schritt mit demselben zu den Knieenden hin:

„Im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau, im Namen Christi und des heiligen Geistes, im Namen der Kirche und kraft meines heiligen Priesteramtes, ertheile ich Euch Beiden meinen Segen!" sagte er feierlich, indem er mit dem Kruzifix die aneinander geschmiegten Häupter der Knieenden berührte. „Im Namen Gottes und der Kirche segne ich das Ehebündniß Eurer Herzen, auf daß es unauflöslich sei und keines Menschen Hand es zerreißen kann. Ist solches Ihr Wille und wollen Sie Beide von dieser Stunde an sich betrachten als ehelich Verbundene und Vermählte, so antworten Sie mir Beide mit einem feierlichen und lauten Ja!"

„Ja!" tönte es von Beider Lippen, und der Fürst-Bischof berührte noch einmal segnend mit dem Kruzifix ihre Häupter, dann drückte er ihre Hände fest ineinander.

„Der Bund ist geschlossen," sagte er, „und Niemand auf Erden außer dem heiligen Vater hat die Kraft, ihn wieder zu lösen. Ich habe Euch den Segen der Kirche gegeben, meine Kinder, sehet nun zu, wie Ihr Euer Werk zu Ende führen könnt vor den Menschen. Das Heilige ist vollbracht, das Irdische kümmert nicht den Diener des Herrn! Lebet wohl!"

Er wandte sich ab, stellte das Kruzifix wieder an

seinen Ort, schritt dann ernsten, gemessenen Schrittes durch das Gemach hin und ging hinaus.*)

„Und nun, mein Weib, meine Geliebte, nun höre, was ich dir zu sagen habe,“ flüsterte General Aspermont, indem er sich von seinen Knieen erhob. „Aber zuerst bitte ich dich, schließe das Gitter und verbirg den Schlüssel, damit, wenn der böse Zufall wollte, daß eine von den Nonnen hier hereinkäme, sie das Geheimniß nicht entdecken und uns die Mittel zur Flucht entziehen könne.“

Juliana that, wie er es ihr geheißen, sie schloß das Gitter und verbarg den Schlüssel in ihrem Busen.

„Die eiserne Mauer ist nun wieder geschlossen,“ sagte sie, „welche mich von der Welt trennt. Wird mein Gemahl die Kraft haben, sie für immer zu durchbrechen?“

„Ich werde sie haben, wenn meine Gemahlin mir beistehen und meine Wünsche erfüllen will. Lege dein Ohr an das Gitter, meine Geliebte, und laß mich in dein Ohr flüstern, welchen Plan ich zu deiner Rettung entworfen.“

Sie flüsterten lange und eifrig mit einander, und

*) Diese ganze Szene ist historisch und hat sich genau so zugetragen. Siehe Hormayr: Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgers. Bd. II.

erst nach einer halben Stunde schickte der Graf endlich sich zum Abschied an. „Diese Nacht also, meine theure Prinzessin?“ fragte er, Julianens Hand an seine Lippen ziehend.

„Diese Nacht!“ flüsterte sie leise, indem sie ihr tief erröthendes Antlitz abwandte.

In dieser Nacht aber, als Alles im Kloster still war, als die frommen Ursulinerinnen sich längst in ihre Zellen zurückgezogen hatten, in dieser Nacht verließ Prinzessin Juliana ihre Zelle. Leise auf den Zehen schlich sie den langen, nur von zwei düstern Lampen matt erhellten Korridor hinunter, von Zeit zu Zeit stand sie horchend still, und ihr bleiches Antlitz richtete sich angstvoll hier und dort auf die Thür irgend einer Zelle, hinter der sie ein Geräusch, vielleicht das unterdrückte Weinen irgend einer Nonne, gehört hatte. Dann, wenn sie sich überzeugt, daß die Thüre sich nicht öffnete, daß Niemand ihr folgte, dann schlürfte sie weiter, in ihrem angstklopfenden Herzen inbrünstige Gebete zur Mutter Gottes emporsendend, daß sie ihr helfen, daß sie sie beschützen möge. Und die Mutter Gottes schien ihr Gebet zu erhören und das junge Mädchen zu beschützen, welches mit flüchtigem Fuß und bebendem Herzen dem Leben, der Freiheit und dem Glück entgegeneilte.

Unbemerkt gelangte Juliana hinab in das Sprachzimmer. Jetzt nur noch das eiserne Gitter aufgeschlossen, und sie ist frei, und die Schranken, welche sie von der Welt getrennt, fallen nieder. Wie ihre Hand bebt, als sie den Schlüssel ins Schloß steckt! Aber sie dreht ihn doch um mit raschem Griff, denn eben schlägt die Klosteruhr die zweite Stunde, und das ist die verabredete Zeit. Und horch, jetzt vernimmt sie da drüben an der Ausgangsthür des Sprachzimmers leises Geräusch, dort auch schiebt sich ein Schlüssel in das Schloß, und die Thür geht leise knarrend auf.

„Bist du da?“ fragt eine leise Stimme.

„Ja, ich bin da,“ flüstert sie zurück, und mit einem schnellen Ruck öffnet sie das eiserne Gitterfenster, dann steigt sie durch dasselbe hinüber in die andere Seite des Raumes. Tappend geht sie vorwärts, bis sie die warme starke Hand fühlt, die sich ihr entgegenstreckt.

Diese Hand soll sie von jetzt an treu und sicher geleiten durch die Stürme des Lebens, auf diesen Arm soll sie von jetzt an sich stützen auf ihrem Gange durch die Welt.

Möge niemals diese Hand sich von ihr zurückziehen, niemals dieser Arm ihr seine Stütze versagen!

Das ist ihr letztes inbrünstiges Gebet, mit dem sie von dem Arm des Grafen umschlungen, ihr von

Thränen überflutetes Antlitz an seine Schulter geneigt, die Schwelle des Sprachzimmers überschreitet und hinaustritt in den Korridor.

Nun nur noch diesen Korridor überschritten, dann hinaus durch die Thür da drüben, durch die Thür, durch welche man in die kleine enge Seitengasse gelangt, welche das Kloster begrenzt.

Lautlos schlüpfen sie diese Seitengasse dahin längs der Mauer des Klosters und biegen jetzt um die Ecke, wo die Front des Klosters nach der breiten Gasse sich hinlagert.

Da steht die Kutsche mit dem geöffneten Schlag, dem harrenden Diener daneben. Der General Aspermont hebt die Geliebte hinein, springt ihr nach, der Diener schlägt mit lautem Knall den Schlag zu, als wollte er dem Kloster durch die Stille der Nacht eine Siegesfanfare schmettern, und vorwärts mit donnern dem Geräusch rollt der Wagen, vorwärts dem Hotel des Generals Grafen Aspermont zu.

Wäre Belgrad nicht gefallen und Papst Innozenz XI. nicht gestorben, so hätte die arme Prinzessin Juliana Rákóczy sich nicht in die glückliche Generalin Gräfin Aspermont verwandeln können.

Am andern Morgen fuhr der Galawagen des Fürst-Bischofs von Wien, des Grafen Trautson, in

den Hof der kaiserlichen Burg ein und der Fürst=Bischof nebst dem General Aspermont und einer tief verschleierten Dame entstiegen demselben und schritten in die Burg ein.

Niemand hielt sie auf, Niemand trat ihnen in den Weg. In der Frühe des Morgens hatte der edle Bischof für sich und den General Aspermont den Kaiser Leopold um die Gnade einer geheimen Audienz gebeten, um ihm ein Geheimniß zu enthüllen, und die Audienz war ihm gewährt worden.

Jetzt begaben sich Beide zu dieser Audienz und das schöne verschleierte Geheimniß, das sie dem Kaiser enthüllen wollten, führten sie in ihrer Mitte.

Kaiser Leopold vernahm es zwar anfangs mit großer Entrüstung, aber die Thränen der vor ihm knieenden Prinzessin Juliana, die demuthsvolle Bitte des Generals Aspermont, und endlich die eindringliche Fürsprache des edlen Fürst=Bischofs besänftigten endlich den kaiserlichen Zorn. Leopold sah ein, daß der Bischof weise und klug gehandelt, indem er, da einmal ein zärtliches Verhältniß zwischen dem Grafen und der Prinzessin existirte, mit einer energischen Entscheidung vielleicht größeres Aergerniß abgewandt hatte, und mit dem Segen der Kirche sanktionirt hatte,

was sonst vielleicht die Kirche und das heilige Kloster der Nonnen hätte kompromittiren können.

Die Generalin Gräfin Aspermont ward daher als ein fait accompli betrachtet, das man gewähren ließ, da man es nicht mehr zu hindern vermochte, und als wenige Wochen später der Kardinal Kolonics nach endlich beendeter Papstwahl in Wien wieder eintraf, hatte er die unangenehme Ueberraschung zu erfahren, daß Prinzessin Juliana über ihn den Sieg davongetragen, daß sie Wort gehalten und sich durch eine Vermählung vor dem Schleier und dem gestrengen Vormund errettet hatte.

V.

Die Schlacht bei Zernyest.

Indeß seine geliebte Gemahlin Helena und seine Stieftochter Juliana in Wien in den Ursulinerklöstern schmachteten, sein Stiefsohn Franz Rákóczy zu Prag im Jesuiten-Kollegium sich befand, setzte Emmerich Tököly mit unverändertem Muth seinen Verzweiflungskampf gegen das Haus Habsburg fort. Er war es

sich wohl bewußt, daß er Alles aufbieten, alle Kräfte konzentriren müsse, um Oesterreichs Macht zu zerbrechen, wenn er nicht von ihr zerbrochen werden wolle, und sein ganzes Streben war und blieb daher darauf gerichtet, den Sultan in seiner Feindschaft gegen Oesterreich standhaft zu erhalten, und zu verhindern, daß irgend eine Ausgleichung und Einigung zwischen der Pforte und Oesterreich zu Stande komme.

Denn Tököly wußte sehr wohl, daß ein Friede zwischen dem Sultan und dem Kaiser nothwendig seinen eigenen Untergang zur Folge haben würde, und daß dann, sobald das Kabinet von Wien es begehrte, der Divan von Konstantinopel sehr gern bereit sein würde, den verhaßten, beneideten und vielverdächtigten Grafen Tököly zum Opfer darzubringen und ihn an Oesterreich auszuliefern.

Aber wie gern seine türkischen Feinde dies auch gethan hätten, so wagten sie es dennoch vorläufig nicht, weil man jetzt noch des tapferen und heldenmüthigen Anführers nicht entbehren konnte, und weil für jetzt an einen Frieden mit Oesterreich gar nicht zu denken war, sondern der Krieg vielmehr jetzt in erneuerter Heftigkeit fortgeführt ward.

Es handelte sich jetzt um die Oberherrschaft über Siebenbürgen, die von Oesterreich wie von der Pforte

in Anspruch genommen ward. Von der Pforte kraft der Verträge der Vergangenheit, von Oesterreich kraft der Verträge der Gegenwart. Denn der junge unmündige Fürst Michael Apafy II. von Siebenbürgen, oder vielmehr sein Vormund und Minister Telcky, hatte sich feierlich losgesagt von der türkischen Oberherrschaft, und Siebenbürgen kraft eines für Siebenbürgen sehr günstigen Vertrages unter den Schutz und die Oberherrschaft des Kaisers Leopold gestellt. Dieser Vertrag, den Telcky mit Oesterreich abschloß, sollte, wie er hoffte, dem kleinen, von so langen Kriegen zerrissenen und blutenden Fürstenthume Siebenbürgen Ruhe und Frieden gewähren, denn Kaiser Leopold versprach in diesem Vertrag, dem Fürsten Michael zu jeder Zeit Hülfe und Beistand zu leisten, er versicherte mit feierlichem Schwur, die Freiheiten und Gesetze Siebenbürgens heilig zu halten, und das Land niemals als eine eroberte Provinz, sondern immer als ein freies, selbstständiges Königreich zu betrachten.

Telcky, der Minister, der Vormund und Generalissimus des Fürsten von Siebenbürgen, vertraute fest auf die Zusicherungen des Kaisers, und in diesem Vertrauen überwand er seine eigenen Antipathien, die er seit so langen Jahren gegen Oesterreich gehegt. Er unterzeichnete den für Siebenbürgen so äußerst gün-

stigen Vertrag, der es auf immer von der Schutzherrschaft der Pforte befreite.

Freilich konnten die Freunde und Vertrauten Teleky's anfangs gar nicht an diese neue Politik des Staatsmannes und Feldherrn glauben, und sie wagten es, ihm darüber unverhohlen ihr Erstaunen auszudrücken.

Teleky hörte ihnen ruhig zu, und statt ihnen auf ihre Fragen zu antworten, erzählte er ihnen ein Märchen.

„Ein Mann", erzählte er ihnen, „war eines Tages gestorben, das heißt, er war vom Teufel geholt worden. Unterwegs begegnete er einem Bekannten. Wohin gehst du, mein Freund? fragte ihn dieser. — Ich gehe nicht, erwiderte der Mann, ich gehe nicht, man trägt mich. — Wer trägt dich? — Der Teufel! — Ach, mein Gott! und wohin trägt er dich denn? — Ich denke, in die Hölle! — O weh! Du befindest dich da in einer entsetzlichen Lage, in der allerentsetzlichsten, die es geben kann! — Nicht doch; ich muß freilich gestehen, daß es mir sehr schlecht geht, aber es könnte mir doch noch schlechter gehen. — Noch schlechter? Was gibt es denn noch Schlimmeres als die Hölle? — Freilich, es gibt nichts Schlimmeres. Aber siehst du, ich f a h r e mindestens doch in die Hölle. Der Teufel

trägt mich auf seinen Schultern dahin, ich liege ganz gemächlich und ruhe mich aus während der Reise. Wenn statt dessen der Teufel mich sattelte und mich als Roß benützend mich bestiege und vorwärts triebe, so müßte ich auch mit ihm in die Hölle fahren, aber ich hätte dann noch die Mühe und Anstrengung dazu, und es ginge mir also alsdann noch schlimmer wie jetzt." *)

„Versteht Ihr jetzt," fragte Teleky, als er sein Märchen beendet, „versteht Ihr, weshalb ich Siebenbürgen von der Oberherrschaft der Türkei befreit habe? Zur Hölle fahren muß das arme Land doch jedenfalls, so will ich es denn mindestens bewahren vor dem Teufel, welcher es satteln und es als Pferd benutzen würde, und die Pforte würde jedenfalls der Teufel sein, welcher sattelt und sich tragen läßt."

Aber die Pforte war keineswegs gesonnen, dieses Auskunftsmittel anzuerkennen, welches Teleky ersonnen hatte, um dem armen Siebenbürgen das zur Höllefahren möglichst bequem zu machen.

Kaum war daher 1689 der Vertrag zwischen Siebenbürgen und Oesterreich abgeschlossen, welcher das Fürstenthum von der Türkei losriß und es unter den Schutz des Kaisers stellte, als sofort die Pforte Pro-

*) A. de Gerando: La Transylvanie et ses habitants. I. 81.

test einlegte. Um ihre Machtvollkommenheit über Siebenbürgen zu beweisen, erklärte der Divan den Fürsten Apafy für abgesetzt, und ernannte an seiner statt Emmerich Tököly zum erwählten Fürsten von Siebenbürgen.

Tököly nahm diese Wahl an, verpflichtete sich die Pforte als Oberherrschaft anerkennen und ihr tributpflichtig bleiben zu wollen, und empfing dafür von den Türken die Fahne, das Szepter, den Kaftan, und eine Armee von vierzigtausend Mann zur Unterstützung seines eigenen Heeres, das Tököly aus ungarischen Unzufriedenen, tatarischen Reitern und fünfzehntausend Soldaten aus der Walachei zusammengebracht hatte.

Mit dieser seiner Armee von über siebzigtausend Mann rückte Tököly nun gegen Siebenbürgen vor, und forderte den österreichischen General Heußler auf, mit seinen österreichischen Truppen sofort Siebenbürgen zu räumen. Der deutsche General sandte ihm die Antwort zurück, daß er bleiben werde, wohin sein Kaiser ihn gesandt habe, und daß er hoffe, bald den größten aller Empörer in seine Gewalt zu bekommen.

Das war die Kriegsfanfare, mit welcher der neue erbitterte Krieg um Siebenbürgen begann, und mit welcher General Heußler das ganze Siebenbürgen in

Bewegung setzte. Zuerst ließ er jetzt die drei einzigen Engpässe, welche nach Siebenbürgen hineinführten, von seinen deutschen Truppen besetzen, dann befahl er eine allgemeine Erhebung des siebenbürgischen Adels, und rief den Generalissimus Michael Teleky mit den Truppen des Fürsten an seine Seite.

Michael Teleky, obwohl jetzt ein Greis von achtzig Jahren, folgte dem Ruf, denn zwei mächtige Beweggründe trieben ihn dazu. Er wollte dem neuen Schutzherrn, dem Kaiser Leopold, einen Beweis seiner Treue und Anhänglichkeit geben, er wollte an seinem alten langjährigen Feinde Emmerich Tököly endlich Rache nehmen für die Schmach, welche er seinem Hause angethan, als er damals verrätherisch seine Tochter verließ, um sich mit Helena Zrinyi zu vermählen.

Die Treue und der Haß, das sollten die beiden Stützen sein, auf welche der alte Generalissimus Teleky sich lehnen wollte, um noch einmal die Strapazen eines Feldzugs ertragen zu können. Aber als er sein Schloß Gernyeszeg verließ, um hinzureiten in das Lager der Armee, da strauchelte sein Pferd, und Teleky wandte sich erbleichend zu seinem Begleiter hin.

„Kálmán strauchelt,“ sagte er, „das ist ein böses Omen!“

Doch ließ der alte Generalissimus von so bösem

Omen sich nicht zurückhalten, sondern er ritt weiter, und begab sich zum Kriegszug in das Lager.

Aber auch Tököly war nicht müßig gewesen, und seine ausgesandten kühnen Späher hatten ihm Kunde gegeben von Allem, was sich jenseits der Berge begeben. Er wußte daher, daß es unmöglich sei, über die stark befestigten Engpässe nach Siebenbürgen zu gelangen, und sein erfinderischer, kühner Kopf ersann daher ein neues Mittel, um trotz der besetzten Pässe in das Fürstenthum, welches er sein Fürstenthum nennen durfte, zu gelangen.

General Heußler und Teleky vermeinten wohl, daß es nur die drei Engpässe von Bodza, Tömös und Türtsvár gebe, über welche man nach Siebenbürgen hineinkommen könnte, aber für den kühnen Tököly gab es noch einen andern Weg. Für ihn gab es noch den Engpaß, der bei Padina Lupulu über das Zernester Gebirge in das Fürstenthum führte.

Es war freilich ein gefährlicher, kaum zugänglicher Weg, der zwischen Felsenklüften und Abgründen dahinführte, und den daher Niemand beachtet hatte, weil Niemand an die Möglichkeit eines solchen Zugangs geglaubt hatte. Aber deshalb gerade war er der einzig sichere Zugang für Tököly, der einzige, auf welchem er hoffen konnte, zu seinem Ziel zu gelangen.

Tököly befahl seinen Soldaten alle Bäume zu fällen, dann ließ er an jeden der großen, mit breiten Laubkronen gezierten Bäume ein Pferd mit dem Schwanz anbinden, so daß das Thier, wenn es den steilen Abhang hinabstieg, von den Terrainhindernissen, in welche sich die Laubkronen und Zweige verwickelten, aufgehalten, und vor dem Sturz gesichert wurde. Die Soldaten aber setzten sich auf die Zweige und Laubkronen und glitten so unbeschädigt hinab, oder sie kletterten hinunter, indem sie sich an Sträucher und Wurzeln anklammerten, auch Säcke voll Erde hinter sich herzogen, die an den Felsenecken hängen blieben.*)

General Heußler hatte an die Möglichkeit eines solchen Wagnisses gar nicht gedacht, und fühlte sich in vollkommener Sicherheit. Er hatte die Vertheidigung gut organisirt, die Päſſe besetzt, das ganze Land unter die Waffen gerufen, und sah daher mit stolzer Ruhe den kommenden Ereignissen entgegen. Eben mit einigen seiner Freunde bei einem Kartenspiel sich erlustigend, überraschte ihn daher ganz unerwartet die Nachricht, daß Tököly mit seinen Schaaren in Siebenbürgen eingebrochen sei, und als er daran zweifeln wollte, kam schon eine Botschaft Tököly's, welcher

*) Feßler: Geschichte von Ungarn IX. 434.

zum zweiten Mal den General Heußler aufforderte, mit den deutschen Truppen Siebenbürgen zu räumen.

Zum zweiten Male natürlich lehnte Heußler die Aufforderung ab, ließ seine Truppen aufbrechen, vereinigte sich mit den Reiterschaaren Teleky's und zog mit ihm vereint dem größten aller Empörer entgegen.

Am einundzwanzigsten August 1690 kam es bei Zernyest zur Schlacht; in wildem wüthenden Kampf standen auf der einen Seite die deutschen und die siebenbürgischen Truppen unter Heußler und Teleky, auf der andern Seite die Türken, die Tataren, die Walachen und Ungarn unter Tököly einander gegenüber. Es war eine mörderische Schlacht, bei welcher, wie ein Geschichtschreiber jener Zeit meldet, „die Häupter wie Kohlköpfe abgehauen wurden," eine Schlacht, welche, wie Feßler berichtet, „mehr einem Räuberanfall als einer Schlacht glich."

General Heußler hatte, trotz der Uebermacht des Feindes, die Schlacht angenommen, weil er ihre Widerstandskraft gering achtete, und es für unmöglich hielt, daß so zusammengelaufene Horden geregelten und disziplinirten Truppen Stand zu halten vermöchten.

Jetzt, zu seinem eigenen Schaden, sollte er seines Irrthums inne werden. Gleich beim Beginn der

Schlacht wichen die siebenbürgischen Reiter, und als Teleky über das Schlachtfeld sprengte, um sie aufzuhalten, ward er von den Türken umzingelt und niedergehauen. Seine Truppen, des Führers beraubt, flohen nach allen Seiten, und dadurch ward zum größten Theil das Schicksal des Tages entschieden.

Aber auch General Heußler selbst sollte an diesem Tage seinen Glücksstern erbleichen sehen. Ein Tatar nahm den von seinen zum Theil fliehenden, zum Theil niedergemetzelten Schaaren allein übriggebliebenen General gefangen. Tököly's Adlerblick hatte aus der Ferne der Szene zugeschaut, und er sprengte herbei, dem Tataren entgegen, der eben nach dem gefangenen Krieger seinen Säbel schwenkte, um ihn vom Pferde herunterzuhauen, da er, den feindlichen General nicht kennend, und nicht ahnend, welche kostbare Beute er gemacht, des lästigen Reiters schnell entledigt sein wollte, um das schöne Roß unbestritten sein Eigen zu nennen.

„Tödte deinen Gefangenen nicht!“ schrie Tököly heransprengend dem Tataren entgegen. „Tödte deinen Gefangenen nicht, ich will ihn dir abkaufen!“

„Wie viel gibst du mir für ihn?“ fragte der Tatar.

„Ich gebe dir zweihundert Dukaten, dafür ist der Gefangene mein,“ sagte Tököly.

„Er ist dein!“ erwiderte der Tatar. „Gib mir die zweihundert Dukaten.“

„Komm zu mir in mein Zelt, und du sollst sie haben, aber jetzt laß den Zügel des Pferdes los und gib ihn mir, denn der Gefangene ist mein.“

„Der Gefangene, aber nicht das Pferd,“ sagte der Tatar trotzig. „Ich habe dir den Gefangenen verkauft, und er gehört dir, aber das Pferd bleibt mein, und ich behalte es. Steig ab vom Pferd, Gefangener!“

General Heußler that es schweigend, und kaum berührte sein Fuß den Boden, als der Tatar ihn zur Erde warf, ihm einen mächtigen Peitschenhieb über den Kopf gab, und rief: „Populas!“ (freier Mann). Dann schwang er sich auf das Pferd des Generals.

Tököly war abgestiegen, und half dem General Heußler sich wieder aufzurichten, und jetzt zum ersten Male begegneten sich die Blicke der beiden Feinde.

Die Augen Tököly's strahlten in stolzem Triumph, die Blicke Heußler's waren düster und voll grimmen Hasses.

„Captus est, domine Heusler!“ (Du bist Gefangener, Herr Heußler), rief Tököly mit fröhlichem Lachen, indem er seine Hand auf die Schulter des Generals legte.

Der Deutsche schaute ihn mit finsterer, trotziger

Ruhe an, und erwiderte stolz: „Hodie mihi, cras tibi, domine comes Tököli.“ *)

Mit der Gefangennehmung des Generals Heußler war indessen das Schicksal des Tages vollständig entschieden. Tököly hatte die Schlacht gewonnen, der Feind war vernichtet; der vom Sultan ihm verliehene Fürstenstuhl von Siebenbürgen gehörte nun faktisch dem Sieger, dem Grafen Emmerich Tököly, und er bestieg ihn mit allem Pomp und allem Glanz seines Ranges.

Aber zuerst am Tage nach der Schlacht ritt er selbst hinaus auf das Schlachtfeld, den getödteten Feldherrn der Siebenbürger, den Freund und Rathgeber seiner Jugend, den Minister und Generalissimus Michael Telefy zu suchen. Erst nach langem Suchen entdeckte er den geplünderten, von Wunden entstellten Leichnam. Tököly ließ ihn aufheben, in sein Zelt tragen, dort von dem geronnenen Blut waschen und reinigen, und mit seiner eigenen Wäsche bekleiden. Dann unter feierlichem und ansehnlichem Trauergeleit sandte er die Leiche Telefy's heim nach seinem Schloß Gernyeszeg zu Telefy's Witwe und zu seiner Tochter Judith, seiner früheren Braut. Einst hatte er ihr in

*) Gerando II. 97.

treuloser Grausamkeit den Verlobungsring zurückgeschickt, jetzt, zum traurigen Ersatz dafür, sandte er ihr die Leiche ihres Vaters, welcher er, als großmüthiger Feind, mindestens die letzte Ehre erwiesen hatte.

Noch einmal also sah Tököly seinen Haß gegen Oesterreich von dem glänzendsten Erfolge gekrönt, noch einmal hatte er für die Türken den Sieg erfochten, und zum Lohn dafür war er jetzt Fürst von Siebenbürgen, erhielt einen Ehrenpelz und reiche Geschenke. Aber der größere Lohn sollte ihm werden durch die Gefangennahme des Generals Heußler, und dauernder war der Gewinn, der ihm dadurch erblühte, dauernder als seine Fürstenkrone und die Gunst des türkischen Kaisers.

Er war der Sieger und es war an ihm, seine Bedingungen zu stellen. Außer dem General Heußler waren auch der Marchese Doria und der Graf Karl Magie gefangen. Für diese Beiden forderte Tököly vom Wiener Hofe siebentausend Dukaten Lösegeld.

Für Heußler aber forderte er höheren Lohn. Für ihn forderte er die Auswechslung seiner Gemahlin, forderte er, daß man ihm Helena Zrinyi, die Heldin von Munkacs, unter ehrenvollem und sicherem Geleit bis an die Grenze von Siebenbürgen bringe, bis wo-

hin er selber dann zur Auswechslung den General Heußler geleiten wolle.

Gerade während diese Forderung nach Wien gelangt war, und die Unterhandlungen darüber das österreichische Kabinet beschäftigten, hatte der General Aspermont die Prinzessin Juliana sich erobert, und sie war als seine Gemahlin vom Kaiser anerkannt, von der Kaiserin im Beisein des ganzen Hofes empfangen worden.

General Aspermont war eingedenk des Versprechens, das er damals im Sprachzimmer des Klosters seiner geliebten Juliana geleistet hatte. Er benutzte also seine mächtigen Verbindungen, seinen weitreichenden Einfluß, um der Mutter seiner Gemahlin die Freiheit und das Recht zu verschaffen, sich zu ihrem Gemahl zu begeben.

Dank seiner nahen Verwandtschaft mit dem Minister von Strattmann, erreichte Graf Aspermont sein Ziel. Die österreichische Regierung willigte in die Auswechslung Helena's gegen Heußler. Nur machte der Kaiser selber, als Vormund der Kinder des Fürsten Rákóczy, ausdrücklich die Bedingung, daß die Gräfin Helena Tököly von ihrer Tochter nur im Beisein ihres Gemahls und des Kardinals Kolonics Abschied nehmen, daß die Unterredung nur eine Viertel-

stunde dauern, und daß dabei gar nicht der Politik oder der Zustände in Ungarn und Siebenbürgen Erwähnung gethan werden dürfe.

Helena nahm diese Bedingungen an, und jetzt, nach zwei langen Jahren der Trennung, der trostlosen Gefangenschaft, sahen sich Mutter und Tochter wieder, um auf lange Jahre, vielleicht auf immer, sich Lebewohl zu sagen.

Stumm, nur zu einander sprechend mit ihren Blicken, mit ihren Thränen, hielten sie sich umfangen, und Jede schaute unter Thränen lächelnd die Andere an, als wolle sie das geliebte, so lang entbehrte Angesicht auf ewig sich in das Herz einschließen.

„Vergiß mich nicht, meine Tochter," sagte Helena zärtlich. „Laß dein Herz durch die Pracht und die eitlen Vergnügungen der Welt, in welchen du jetzt lebst, nicht abgezogen werden von den Erinnerungen der Vergangenheit, und in der Kaiserburg zu Wien bleibe eingedenk deiner Heimat, der Burg Munkacs."

Juliana drückte einen langen zärtlichen Kuß auf die klare stolze Stirn Helena's. „Ich schwöre es dir, meine Mutter," sagte sie, „ich werde eingedenk bleiben der Vergangenheit, ich werde, wie sehr ich auch meinen Gemahl liebe, doch auch die treue Tochter

meines edlen Vaters, meiner hochherzigen Mutter bleiben!"

Helena legte wie segnend ihre Hand auf Julianen's schwarzes Lockenhaar. „Grüße mir meinen Sohn, meinen Franz," sagte sie mit leise bebender Stimme. „Man hat ihn mir entrissen, und keine Kunde von ihm ist zu mir gelangt. Aber man wird erlauben, daß du ihm den letzten Segen seiner Mutter bringst, daß du ihm sagst, ich werde an jedem Morgen und an jedem Abend zu Gott beten, daß mein Franz erstarke zu einem würdigen Sohn seiner Väter und daß —"

„Ich bitte die Frau Gräfin des Befehles des Kaisers eingedenk zu bleiben," unterbrach sie der Kardinal. „Es darf nicht von Politik oder den Zuständen in Ungarn und Siebenbürgen Erwähnung geschehen."

„Ich erwähnte ihrer auch nicht, Eminenz," sagte Helena kalt. „Es war nur die Mutter, welche zu ihrem Sohne sprach; die kaiserliche Regierung wird schon sorgen, daß einst auch das Vaterland zu meinem Sohne spricht, und besser wird er vielleicht dann diese Stimme vernehmen können, als jetzt die Stimme seiner Mutter."

„Ueberdies," murrte der Kardinal, „muß ich Sie daran erinnern, daß die bedungene Zeit jetzt um ist."

„Ja, die bedungene Zeit ist um!" rief Helena mit

strahlenden Augen, die Zeit der Schmerzen und der Einsamkeit. Ich gehe zu meinem Gemahl, und hinfort, so Gott will, soll nichts mich mehr von ihm trennen. Lebe wohl, meine Tochter! Leben Sie wohl, Graf Aspermont, machen Sie meine Tochter glücklich, und ich werde Sie segnen und Sie lieben wie meinen Sohn. Juliana, diesen letzten Kuß gib meinem Franz, und sage ihm, er solle eingedenk bleiben dessen, was er mir beim Abschied gelobt auf dem Thurm von Munkacs!"

Sie wandte sich hastig ab, grüßte den Kardinal mit einem stolzen Neigen des Hauptes, und nahm den Arm des Generals Aspermont, um sich von ihm hinunterführen zu lassen zu dem bereitstehenden, von einer Schwadron Hußaren umgebenen Wagen.

An der Grenze von Siebenbürgen empfing sie ihr Gemahl, Emmerich Tököly. Aber jetzt schon war er nicht mehr der Fürst von Siebenbürgen, und nicht war es ihm beschieden, die wiedergewonnene Geliebte im Triumph als regierende Fürstin einzuführen in sein Land.

Die Sonne seines Glückes war schon wieder von Wolken verdunkelt, und zwölf Tage hatte nur seine Fürstenherrlichkeit gedauert. Der kaiserliche Feldherr Markgraf Ludwig von Baden hatte die Niederlage

des Generals Heußler gerächt, und in einer mörderischen Schlacht den Türken vollständigen Sieg abgewonnen. Mit dieser seiner siegreichen Armee rückte er nun vor nach Siebenbürgen, das Tököly mit seiner Armee hatte verlassen müssen, um Theil zu nehmen an den Kämpfen der Türken, deren Niederlage er auch jetzt theilte.

Und die Sonne seines Glückes wollte von nun an nimmer wieder für Tököly aufgehen. Es kamen wohl noch für ihn minder düstere Tage, es kamen Momente des Sieges und Triumphes, aber sie erloschen schnell wieder, und die große Schlacht bei Zenta 1697, welche die Kraft der Türken in Europa vernichtete, und den Sultan zu einem ohnmächtigen und kranken Mann unter den europäischen Großmächten machte, sie brach auch Emmerich Tököly's Macht für immerdar.

Das Glück hatte sich treulos von ihm gewandt, aber die Liebe verließ ihn nicht, sie blieb ihm treu in allen Stürmen, allen Wechselfällen des Lebens. Immer stand Helena Zrinyi rathend, tröstend, liebesstark und glaubensfreudig ihrem Gemahl zur Seite, ihn aufrichtend in Stunden der Entmuthigung, ihn zur Besonnenheit mahnend in Stunden der Leidenschaft.

Als nach der Schlacht von Zenta der erzürnte Sultan Mustafa seine Generäle und Heerführer strafte

für seine eigene Niederlage, mußte auch Emmerich Tököly dem kaiserlichen Zorn als Ableiter dienen. Er ward seiner Aemter und Würden entsetzt, und in die Verbannung nach Nikomedien in Kleinasien gesandt. Helena folgte ihm dahin, und blieb als treue, liebende Gefährtin an seiner Seite. Aber das Schicksal wollte dem armen Verbannten auch dieses letzte Glück nicht für immer lassen. Als Helena im Jahr 1703 eine Reise nach Konstantinopel unternahm, um dort bei dem Sultan für ihren Gemahl die Befreiung aus dem Exil zu erwirken, erkrankte sie daselbst und starb am achtzehnten Februar 1703.

In der Jesuitenkirche zu Konstantinopel ward sie begraben, dort ruht sie noch heute, die große Heldin von Munkacs, die edle Gemahlin und Mutter der beiden Rákóczy, die Fürstin, mit welcher Ungarns vier größte Adelsgeschlechter der letzten drei Jahrhunderte erloschen. Ihr Bruder Balthasar, der nach zwanzigjähriger Gefangenschaft in Graz starb, war der letzte Zrinyi, ihre Mutter war die letzte Frangipany, ihre Schwiegermutter die letzte Bátory, und ihr zweiter Gemahl der letzte Tököly.*)

Emmerich Tököly überlebte den Verlust seiner

*) Franz Rákóczy. Ein historisches Charakterbild. 57.

Gemahlin kaum zwei Jahre. Er beschloß im Jahr 1705 auf einem Gute bei Nikomedien im fünfzigsten Jahr seines Alters sein thatenreiches, vielbewegtes Leben, dem sein Ehrgeiz kurze Tage des Ruhmes und des Glückes, lange Jahre der Demüthigungen und der Enttäuschungen gegeben hatte. Aber dem, welcher dem Ruhme lebt, wiegt ein Moment des Triumphes schwerer, als Jahre der Entbehrungen und der Qual, und wenn das irdische Dasein ihm auch keine weitere Befriedigung gewährt, getröstet er sich seines unsterblichen Daseins, und legt als Balsam auf die Wunden, welche ihm die Welt geschlagen, das erhebende, stolze Bewußtsein seines Nachruhms und seiner Unsterblichkeit im Gedächtniß der Menschen.

VI.

Ich heiße Brutus.

Seit vier Jahren befand sich Franz Rákóczy in dem Jesuiten-Kollegium zu Prag, als seine Schwester sich 1691 dem Grafen Aspermont vermählte, seine Mutter Wien verließ, um sich nach Siebenbürgen zu ihrem Gemahl zu begeben. Die frommen Vä-

ter nannten den jungen, jetzt fünfzehnjährigen Jüngling ihren besten und fleißigsten Schüler, sie konnten dem Kardinal Kolonics stets nur Gutes und Lobendes über sein Mündel berichten, sie mußten es gestehen, daß er stets eifrig bemüht sei, allen seinen Pflichten zu genügen. Dennoch aber war er den frommen Vätern, wie dem Kardinal Kolonics ein Gegenstand der Unzufriedenheit und des Aergernisses, und trotz alles Lobes, das sie ihm ertheilen mußten, beklagten sie sich bitter über ihn.

Der Grund war, daß Franz Rákóczy, sonst in allen Dingen so nachgiebig und gehorsam, doch in Einer Sache sich durchaus unlenksam und stürmisch bewies, daß er, gleich seiner Schwester Juliana, den unbezwinglichsten Widerwillen gegen das Klosterleben zeigte und durchaus keinen Bitten, keinen Vorstellungen Gehör geben mochte. Wie viel glänzende Verheißungen man ihm auch machte, wie sehr man ihn auch zu verlocken suchte, indem man ihm hohe Kirchenwürden, ja selbst dereinst den Stuhl des heiligen Vaters in Aussicht stellte, Franz Rákóczy wies lachend und mit knabenhafter Sorglosigkeit alle diese lockenden Aussichten zurück, und weder das Drängen und Bitten der frommen Väter Jesuiten, noch auch die heftigen Drohworte des Kardinals Kolonics, der selber

oft nach Prag kam, um seinen Zögling zu sehen, vermochten es, den Starrsinn des jungen Fürsten zu brechen.

„Ich passe nicht für das Klosterleben und für die Kirche," war seine unveränderliche lachende Antwort auf alle noch so eindringlichen Beschwörungen der frommen Väter Jesu, und wenn sie ihm die Verderbtheit und Schlechtigkeit der Welt, die Vergänglichkeit aller irdischen Freuden schilderten, so antwortete er: „Laßt sie mich aber erst genießen diese Freuden, laßt sie mich erst kennen lernen diese Welt. Wer weiß, ob ich dann nicht gar bald, angewidert von ihrer Verderblichkeit und Schlechtigkeit, erschreckt von der Vergänglichkeit des Glückes, zu Euch zurückkehre, um hier bei Euch auf immer ein Asyl zu suchen. Schickt mich als Laie hinaus in die Welt, damit ich recht bald als Priester zu Euch zurückkehre."

Aber die frommen Väter Jesu und der Kardinal Kolonics mochten diesen Versprechungen des jungen Fürsten ebensowenig Glauben schenken, als er ihren Schilderungen von der Verderbtheit der Welt, und sie hielten es für gerathener, den jungen „Laien" lieber in ihrem Kollegium festzuhalten, um zu versuchen, ihn trotz seines eigenen Widerstrebens dennoch zu einem Priester heranzubilden.

Sie wußten nicht, daß der junge Fürst in Wien jetzt einen Bundesgenossen gefunden hatte, dem es eine Angelegenheit des Herzens und der Ehre war, Franz Rákóczy aus seiner erzwungenen Klostereinsamkeit zu befreien und ihn dem Leben, der Zukunft wiederzugeben.

Dieser Bundesgenosse war sein Schwager, der General Graf Aspermont. Erst die Hälfte jenes Gelübdes, das er Julianen damals im Kloster geleistet, war bis jetzt erfüllt. Ihre Mutter war aus dem Kloster erlöst und dem Gemahl wiedergegeben worden, aber Aspermont hatte gelobt, auch ihren Bruder zu erlösen, auch ihn dem Leben, der Freiheit wieder zuzuführen. Er war ein Ehrenmann, dem es daran lag, sein Wort zu erfüllen; er liebte seine junge Gemahlin leidenschaftlich genug, um jeden Wunsch ihres Herzens erfüllen zu wollen. Und es war Julianens glühendster Herzenswunsch, den geliebten einzigen Bruder wiederzusehen, ihn in Wien in ihrer Nähe zu haben, ihn täglich zu sehen und in seinem Anschauen die Erinnerungen der Vergangenheit, die Erinnerungen an das Vaterland, die Familie und den Ruhm der Ahnen wieder sich neu beleben zu fühlen. Sie kannte überdies ihres Bruders weichen, nachgiebigen und gefälligen Charakter, und sie fürchtete, daß es den Jesuiten dennoch viel=

leicht gelingen möge, seinen Widerstand zu bezwingen und ihn zur Ablegung des Gelübdes zu bewegen.

Graf Aspermont setzte daher allen seinen Einfluß in Bewegung, um die Wünsche seiner geliebten Juliana zu erfüllen, und Dank seiner Verbindungen, seiner innigen Freundschaft mit dem Minister Strattmann, Dank der persönlichen Geneigtheit des Kaisers Leopold, erreichte er sein Ziel.

Während der Kardinal Kolonics eine Reise nach Ungarn unternommen hatte, um als Vormund persönlich die Güter und Liegenschaften seines Mündels Franz Rákóczy zu besichtigen, erwirkte Strattmann im Jahre 1692 ein kaiserliches Dekret, das den jungen Fürsten aus dem Jesuiten-Kollegium zu Prag befreite und ihm gestattete, nach Wien zu kommen, um dort seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen.

Juliana empfing dieses kaiserliche Dekret mit jauchzendem Entzücken, mit Thränen der reinsten Dankbarkeit gegen den gütigen Kaiser. In sehnsüchtiger Ungeduld harrte sie der Ankunft ihres Bruders entgegen, zählte sie die Stunden, bis er bei ihr sein konnte.

Endlich war er da, endlich öffnete sich die Thüre und er trat herein an der Hand Aspermont's, aber gefolgt von dem Kardinal Kolonics. Juliana sah den Kardinal nicht, sie sah nur ihren Bruder und sie flog

ihm entgegen und drückte ihn jauchzend in ihre Arme, und küßte seine Augen, seine Stirn und seine lachenden Lippen.

Sie sah es auch nicht, daß seine Augen trocken blieben, daß er keine Thräne hatte für die Stunde des Wiedersehens, sie hörte es nicht, daß seine Lippe kein Wort der Liebe, der Rührung hatte.

Sie küßte ihn wieder und immer wieder, und dann schaute sie ihn an mit der Zärtlichkeit einer Mutter und einer Schwester zugleich. Mit stolzer Genugthuung ruhten ihre Augen auf ihm, den sie vor vier Jahren als einen Knaben von zwölf Jahren zum letzten Mal gesehen und der ihr jetzt entgegentrat als ein Jüngling, dessen männliche, kräftige Züge, dessen schöne Gestalt in ihrer vollkommenen Ausbildung ihn weit älter erscheinen ließ, als er seinen Jahren nach war.

In der That, aus dem Knaben war ein schöner, prächtig anzuschauender Jüngling geworden. Seine Gestalt war hoch und schlank, von edlen Formen, sein Haupt, das stolz und gerade mit dem schlanken Halse aus breiten, muskelkräftigen Schultern hervorwuchs, war umwallt von wundervollem, glänzendem schwarzen Lockenhaar, das in schweren Ringeln bis auf die Achseln niederfiel. Seine hohe, gewölbte Stirn war begrenzt von zwei starken, hochgeschwungenen Augenbrauen, die seinem ganzen Angesicht einen energischen,

kühnen Ausdruck gaben, und unter denen hervor die großen, schwarzen feurigen Augen voll Lebensmuth und leidenschaftlichem Feuer der Welt entgegenblitzten. Seine edelgeformte, leicht gebogene Nase hatte etwas Herausforderndes, Keckes und doch Aristokratisches, und sein kleiner, feingeschnittener Mund mit den vollen, purpurrothen Lippen war leicht beschattet von dem glänzenden schwarzen Schnurbart, der an beiden Seiten in einer feinen Locke endete, die herunterfiel auf das breite, kräftig gerundete Kinn.

„Ach du bist schön, mein Bruder!“ rief Juliana freudig, „schön wie ein junger Held, der sich die Welt erobern soll.“

„Ich habe das ja gar nicht mehr nöthig,“ sagte Franz lachend, „du und mein theurer Schwager habt mir ja diese Mühe erspart. Ihr Beide habt in Eurer Güte und Liebe mir ja schon die Welt erobert. Ich habe nichts weiter mehr zu thun, als sie zu genießen, und das will ich denn auch aus Herzensgrund thun. Die Zukunft lacht mir entgegen, wie ein ewiger, nie endender Festtag, und so will ich mich auch ihrer freuen.“

„Aber, mein theurer Bruder,“ sagte Juliana, sanft

*) Siehe das Porträt von Franz Rákóczy II.

ihre Hand auf die Schulter des Bruders legend und ihn zärtlich anschauend, „du wirst über dem Festtag der Zukunft doch auch nicht das große, erhabene Trauerfest deiner Vergangenheit vergessen. Ich bringe dir zuerst und vor allen Dingen die Grüße unserer theuren, edlen Mutter. Dir galten ihre letzten Gedanken, ihre letzten Worte, bevor sie abreiste. Komm, Franz, laß mich deine Stirn küssen! Diesen Kuß, mein Bruder, sendet dir unsere Mutter, und ich soll dich mahnen, daß du eingedenk bleibest dessen, was du ihr beim Abschied gelobt hast auf dem Thurm von Munkacs."

„Nun sprich weiter, meine theure Schwester," sagte Franz hastig, als Juliana jetzt schwieg. „Wiederhole mir das, was ich der lieben Mutter damals auf dem Thurm von Munkacs gelobt habe."

„Du weißt es nicht mehr?" fragte Juliana mit schmerzlichem Erstaunen. „Du hast vergessen, was du damals der Mutter gelobt hast?"

„Und wie könnte ich das noch wissen?" fragte der junge Fürst mit fröhlichem Lachen. „Mein Gott, ich war damals ein kaum zwölfjähriger Bube, und ich erinnere mich gar nicht, daß ich mit meiner theuren Mutter irgend ein besonderes Gespräch auf dem Thurm von Munkacs gehabt hätte. Wiederhole du mir also,

was ich damals versprochen habe, damit der Jüngling erfüllen kann, was der Knabe gelobt hat. Nun, meine theure Juliana, so sprich doch! Was ist es, das ich versprochen habe?"

„Ich weiß es nicht," sagte Juliana traurig. „Unsere Mutter hat nichts weiter hinzugefügt, ich habe dir genau ihre Worte wiederholt. Sie hat wohl geglaubt, daß ihr Sohn, obwohl er damals ein Knabe war, doch nimmer vergessen könne, was er ihr in heiliger Stunde beim Abschiede von der Burg seiner Väter versprochen hat."

„Nun," rief Franz lebhaft, „wenn ich auch des Momentes mich nicht erinnere, so kann ich doch errathen, was meine gute Mutter damals von mir begehrt hat, und welche Pflicht sie meinem Herzen auferlegt hat: die Pflicht der Dankbarkeit gegen meinen erhabenen Vormund und Kaiser! Oh ich weiß, sie hat von dem Knaben begehrt, daß er es mache, wie es sein Vater, wie es seine Großmutter gethan, daß er sich dem Kaiser unterwerfe in Liebe und Ergebenheit, daß er als ein gehorsamer und treuer Unterthan sich seinem angestammten, rechtmäßigen König von Ungarn ergebe. Ja, ja, jetzt entsinne ich mich! Das war es, was meine Mutter von mir forderte, als wir damals Abschied nahmen von Munkacs, und ich verspreche dir, meine

Schwester, ich verspreche auch Ihnen, mein edler Vormund, daß ich, so lang ich lebe, dieser Pflicht genügen, daß ich dem Kaiser und König ein treuer und loyaler Unterthan sein will!"

Juliana sagte nichts, nur waren ihre Wangen verbleicht und war das Feuer ihrer Augen und das Lächeln ihrer Lippen erloschen, und es hatte sich Etwas wie ein trüber Schleier über ihr vorher so heiter strahlendes Angesicht gelegt.

Franz Rákóczy schien das gar nicht zu bemerken, er war heiter und gesprächig, voll zuvorkommender Freundlichkeit gegen den Kardinal, und ganz entzückt von der Aussicht, das glänzende Leben der Kaiserstadt nun in vollen Zügen genießen zu können.

„Ich habe mich in meinem Bruder geirrt," sagte Juliana traurig, als Franz sie verlassen hatte, um sich von dem Kardinal dem Kaiser vorstellen zu lassen. „Franz ist nicht der Sohn seiner Mutter, sondern der Enkel seiner Großmutter, ein treuer, loyaler Anhänger Oesterreichs."

„Dann ist er wenigstens sicher, ein glückliches und sorgloses Leben führen zu können," erwiderte General Aspermont lächelnd. „Als loyaler Unterthan wird er dem Kaiser sehr willkommen sein, und man wird den jungen Magnaten hätscheln und schmeicheln und ihn

mit Ehren und Aufmerksamkeiten überhäufen. Man wird ihn den Andern als Musterbild darstellen, an dem man den Unzufriedenen beweist, wie sehr man Diejenigen ehrt und liebt, welche zufrieden sind und sich dem König treu erweisen."

Und wie Graf Aspermont es prophezeit hatte, so geschah es. Der junge Fürst Franz Rákóczy ward bald der Liebling nicht blos der Damenwelt, sondern auch der Liebling des Kaiserhofes. Bei allen Hoffesten mußte er erscheinen, ward ihm unter allen Kavalieren die größte Auszeichnung und Ehre erwiesen. Selbst zu den kleinen vertrauten Abendzirkeln des Kaisers und der Kaiserin erhielt er Zutritt, und der Kaiser unterhielt sich bei denselben immer am längsten und heitersten mit dem jungen Fürsten, dessen frischer Lebensmuth, dessen kräftiges, heiteres und harmloses Wesen ihn besonders zu fesseln schien.

In der That, der Fürst Franz Rákóczy war ganz und gar ein harmloses Wesen geworden, ein junger Elegant, der nur dem Vergnügen, den Festen, den Zerstreuungen, dem Luxus lebte, dem es eine wichtige Angelegenheit war, die schönsten Pferde, die glänzendsten Livréen, die geschmackvollsten Equipagen zu haben, der unerschöpflich war im Ersinnen neuer Feste und Zerstreuungen, und dem nichts auf der Welt so

sehr am Herzen lag, als sich das Leben zu einem einzigen, ununterbrochenen Festtag zu machen.

Zuweilen versuchte es Juliana wohl noch, ihn rückwärts schauen zu lassen auf die Tage der Vergangenheit, seinen Blick hinzuwenden auf das unglückliche, von Wunden und Blut starrende Vaterland. Aber Franz, sanft so liebevoll und zärtlich gegen seine Schwester, ward dann ungeduldig und heftig, er brach das Gespräch ab, er beeilte sich, den Blick von so traurigen Bildern abzuwenden, um ihn wieder auf die blumenbekränzte, lachende Gegenwart zu richten.

Zuweilen auch kamen aus der fernen Heimat frühere Freunde der Familie Rákóczy nach Wien, die dem jungen Fürsten ihre Ergebenheit bezeugen, ihm ihre Aufwartung machen wollten.

Aber Franz Rákóczy nahm solche Besuche niemals an, und wenn er Briefe aus Ungarn empfing, so ließ er dieselben immer unbeantwortet. Juliana versuchte es zuweilen, ihm darüber Vorstellungen zu machen, sie bat ihn mit beweglicher, zitternder Stimme, nicht ganz zu vergessen, daß er ein Ungar sei, nicht ganz sein Herz der Religion der Erinnerung zu verschließen.

„Ich bitte dich, meine theure Schwester," rief Franz ungeduldig, „wollen wir es vermeiden von Politik zu sprechen. Ich hasse die Politik, ich will nichts

zu schaffen haben mit ihr, und es gelüstet mich durchaus gar nicht, jemals in meinem Leben eine politische Rolle zu spielen. Ich liebe den Frieden, die Ruhe, den heitern Lebensgenuß, und weil ich weiß, daß ich das Alles in Ungarn niemals finden würde, so entsage ich dem stolzen Glück ein Magyar zu sein, und bin aus Grund meines Herzens ein Deutscher. Du siehst, ich habe auch meine Religion der Erinnerungen, und gerade diese hat mich gelehrt, daß es für mich keine Herzensruhe und keinen Seelenfrieden gibt, außer in der Ergebenheit gegen meinen König, in dem Gehorsam gegen sein Gesetz. Ich bin leider geboren als ein Ungar, aber ich will leben und sterben als ein Deutscher!"

Und gemäß diesem Entschluß sah man den jungen, schönen ungarischen Magnaten eifrig bemüht, sich die Sitten, die Gewohnheiten der Deutschen ganz und gar zu Eigen zu machen. Er verkehrte nur mit deutschen Kavalieren, sprach nur deutsch, duldete es nicht, daß irgend Einer seiner zahlreichen Dienerschaft der ungarischen Nation angehöre, und ließ sich jedesmal verläugnen, wenn irgend ein Ungar kam, ihm seinen Besuch zu machen.

Selbst der Kardinal Kolonics war erstaunt über diese leidenschaftliche Abneigung des jungen Fürsten,

und glaubte sich als sein Vormund verpflichtet, ihn zu warnen.

„Sie sollten ein wenig vorsichtiger sein," sagte er zu ihm, „Sie sollten Ihre Aversion gegen die Magyaren nicht allzu rücksichtslos zur Schau tragen."

„Und warum nicht, Eminenz?" fragte der Fürst achselzuckend. „Warum soll ich nicht zeigen, wie es mir um's Herz ist?"

„Weil Sie sich dadurch bei Ihren Landsleuten verhaßt machen, mein junger Heißsporn. Die Magyaren sind gar tolle ungebärdige Gesellen, und wenn es unter ihnen erst zur unumstößlichen Gewißheit wird, daß der junge Fürst Rákóczy ein Abtrünniger ist, der sie verschmäht und verachtet, so könnten sie in ihrer Wuth leicht auf Mittel sinnen, Rache zu nehmen und Sie zu strafen für das, was Ihre Tugend ist, was jene Rasenden aber Ihr Verbrechen nennen werden. Ich warne Sie also, lieber junger Freund, seien Sie ein wenig vorsichtiger in Ihren Aeußerungen über Ungarn."

„Nein, Eminenz!" rief Franz mit glühenden Blicken, „nein, ich will, ich kann nicht vorsichtig sein. Ich habe in meiner Kindheit zu viel gelitten von dem Unglück, ein Ungar zu sein, als daß ich nicht demselben mit aller Kraft meines Willens ausweichen sollte. Ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein! Ich habe

nichts zu schaffen mit Ungarn! Wüßte ich, daß irgend eine Rippe meines Körpers mich noch zu Ungarn zieht, so würde ich sie ausreißen und von mir werfen." *)

Es war natürlich, daß solche unbedingte Ergebenheit des jungen Fürsten ihm die volle Gnade und Zufriedenheit des Kaisers gewann, und daß man gern bereit war, ihm davon Beweise zu geben. Franz Rákóczy war jetzt einundzwanzig Jahre alt, und er hatte in diesen vier Jahren, die er in Wien gelebt, sich stets von so untadelhafter Loyalität gezeigt, daß man ihm wohl dafür einen Beweis der Gnade und des Vertrauens gewähren konnte. General Aspermont war es wieder, der hier wie immer seinem Schwager, den er zärtlich liebte, zu seinem Glück behülflich war. Er benutzte abermals eine vorübergehende Abwesenheit des herrschsüchtigen und geizigen Kardinals, um für Franz Rákóczy einen neuen, unermeßlichen Vortheil zu erringen, und ihn ganz und gar von der lästigen Vormundschaft zu befreien. Durch den Minister Strattmann wußte er abermals ein kaiserliches Dekret zu erwirken, und dieses Dekret machte Franz Rákóczy großjährig, es verlieh ihm die Majorennität, machte ihn frei von jeder Vormundschaft, gab ihm seine volle

---

*) Franz Rákóczy's eigene Worte. Siehe: Franz Rákóczy II. Ein Charakterbild. 62.

Unabhängigkeit und die freie, unbehinderte Verwaltung über seine Güter.

Franz Rákóczy nahm diese neue Gnadenbezeigung des Kaisers mit leidenschaftlichem Entzücken auf. Er schwur ihm ewige Dankbarkeit, ewige Treue, und als gerade in dieser Zeit die Nachricht von dem großen Siege des Prinzen Eugen bei Zenta*), von der völligen Niederlage der Türken und ihres Feldherrn Emmerich Tököly eintraf, zeigte Niemand darüber eine glühendere und aufrichtigere Freude, als der Stiefsohn Tököly's, der junge Fürst Franz Rákóczy.

„Jetzt," rief er freudig, „jetzt wird es endlich doch vorbei sein mit der Macht der Aufrührer und Empörer in Ungarn, sie werden jetzt gezwungen sein, sich zu ergeben, und zum Gehorsam zu ihrem angestammten König zurückzukehren. Ich werde also vielleicht noch einmal so glücklich sein können, meine Güter in Ungarn besuchen zu können, und in meinen schönen Wäldern die Bären zu jagen."

Aber vorläufig freilich war dazu noch keine günstige Gelegenheit, der Kampf und die Wirren in Ungarn waren immer noch nicht beendet, und bei Franz Rákóczy's Abneigung gegen alle politische Debatten konnte man nicht erwarten, daß er sich schon jetzt auf

*) Am 11. September 1697.

seine Güter nach Ungarn begeben würde. Auch wünschte dies Niemand weniger, als der Kardinal Kolonics, dem die Großjährigkeits-Erklärung des Fürsten eine höchst unangenehme Ueberraschung gewesen, und dessen Herrschsucht und Geiz die einträgliche Verwaltung der Rákóczy'schen Güter lebhaft zurückwünschte.

Der Kardinal suchte daher nach einem Mittel, um sich diese Verwaltung wieder erobern zu können, und er glaubte es darin gefunden zu haben, daß er seinem frühern Mündel von dem Kaiser die Erlaubniß erwirkte, sich auf zwei Jahre ins Ausland begeben, und eine Reise nach Deutschland und Italien machen zu können.

Der junge Fürst befand sich eben in Gesellschaft seiner Schwester und seines Schwagers, als der Kardinal kam, ihm diese Freudenbotschaft zu bringen und ihm zu sagen, daß Franz diese Reise ihm allein, ihm, seinem treuen und liebevollen Vormund verdanke.

Franz Rákóczy's Angesicht strahlte vor Freude, und indem er den Kardinal umarmte, versicherte er ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit seiner glühenden Dankbarkeit, seiner treuen Sohnesliebe.

„Ich werde reisen, ich werde die Welt sehen!" rief er freudig, „ich werde mein Ideal, ich werde Rom ken-

nen lernen! Dieses Alles werde ich Ihnen verdanken, Ihnen, meinem theuren Vormund!"

„Und ich will Ihnen noch einen Beweis geben, wie sehr mir Ihr Wohl am Herzen liegt," sagte der Kardinal freundlich. „Ich bin bereit, wenn Sie es wünschen, während der ganzen Dauer Ihrer Abwesenheit die Verwaltung Ihrer Güter als Ihr alter getreuer Vormund wieder zu übernehmen. Sie haben weiter nichts nöthig, als mir eine schriftliche Vollmacht zu geben und Alles ist abgethan."

„Aber niemals würde ich es wagen, von Eurer Eminenz ein solches Opfer anzunehmen!" rief Franz entsetzt. „Mein Gott, welch' ein Undankbarer müßte ich sein, wenn ich Eure Eminenz noch länger mit so kleinlichen weltlichen Dingen beunruhigen wollte. Mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, um Ihnen zu danken für die Mühwaltungen und Sorgen, die Sie während meiner Minderjährigkeit für mich übernommen haben. Jetzt, da ich, Dank der Gnade des Kaisers, zur Majorennität gelangt bin, jetzt werde ich niemals darein willigen, daß Eure Eminenz wieder die Lasten der Vormundschaft und Verwaltung für mich tragen."

Vergebens war es, daß der Kardinal fortwährend auf das Lebhafteste versicherte, er sei mit Freuden bereit, die Verwaltung der Rákóczy'schen Güter zu über-

nehmen, es sei ihm dies gar keine Last, sondern eine angenehme Aufgabe, der er sich mit Freuden unterziehen wollte; vergebens, daß er zuletzt sogar es sich als ein Zeichen des Vertrauens und der Liebe von Franz erbat, ihn zum Verwalter seiner Güter zu ernennen.

„Ich würde ein Barbar sein, wenn ich diese Großmuth Eurer Eminenz annähme,“ sagte der junge Fürst eifrig. „Die Verwaltung der Rákóczy'schen Güter ist eine bloße Sache der Familie, und sie muß deshalb auch ausschließlich in der Familie bleiben. Ich bitte dich, meine theure Schwester, daß du dich dieser Arbeit unterziehst, ich hoffe, daß du, mein vielgeliebter Schwager Aspermont, dich mir diesmal wie immer als Bruder bewährst, und daß Ihr Beide gemeinschaftlich während der ganzen Dauer meiner Reise die Verwaltung meines Vermögens und meiner Güter übernehmt.“

Beide erklärten sich freudig bereit dazu und dem Kardinal blieb nichts weiter übrig, als seinen Aerger und seine Enttäuschung unter einem freundlichen Lächeln zu verbergen.

Schon wenige Tage nach der erhaltenen kaiserlichen Erlaubniß waren alle Vorbereitungen beendet, hatte der junge Fürst Franz Rákóczy bei Hofe und bei der hohen Aristokratie seine Abschiedsbesuche gemacht, und schickte sich an, begleitet von einer zahlreichen Diener-

schaft, mit allem Glanz, wie er seinem Rang und seinem Reichthum gebührte, die Reise anzutreten. Juliana hatte ihm bei allen diesen Vorbereitungen mit Rath und That zur Seite gestanden, und ihre Liebe und Zärtlichkeit war bedacht gewesen, Alles so einzurichten, wie es dem theuren Bruder bequem und angenehm sein könnte. General Aspermont hatte Sorge getragen, seinem lieben Schwager für alle deutschen Höfe die ausreichendsten Empfehlungsbriefe von der kaiserlichen Familie, der hohen Aristokratie und den Ministern zu verschaffen, und alle diese Briefe stellten den jungen ungarischen Fürsten dar als den treuen und loyalen Unterthan des Kaisers.

Jetzt waren alle diese Vorbereitungen beendet, und der junge Fürst trat im Reiseanzug in das Zimmer seiner Schwester, um von ihr den letzten Abschied zu nehmen. Sein Antlitz war heute ungewöhnlich ernst, seine Züge hatten heute einen so energischen, trotzigen Ausdruck, wie Juliana es nie zuvor an ihm gesehen, und unwillkürlich klopfte ihr das Herz in angstvoller Spannung, sie wußte selber nicht weshalb.

„Juliana, meine vielgeliebte Schwester," sagte Franz mit weicher bebender Stimme, die ihr Thränen in die Augen trieb, „ich komme um Abschied zu

nehmen. Ich komme auch, dich um Verzeihung zu bitten."

„Um Verzeihung?" fragte sie erstaunt. „Weshalb wolltest du mich um Verzeihung bitten?"

„Weil ich dir Kummer gemacht habe," sagte er, die Schwester zärtlich in seine Arme drückend, „Kummer von dem ersten Tage an, da ich hier in Wien anlangte. Arme Schwester, du hast um mich getrauert alle diese Jahre her als um einen Abtrünnigen und Verlornen, und ich habe oft deine Augen mit heimlichen Thränen auf mir ruhen sehen. Diese Thränen sind jedes Mal in mein Herz hineingeflossen und haben darin gebrannt und geglüht, als wären es feurige Kohlen. Ich durfte es aber dich nicht ahnen lassen, Schwester, denn besser als du kannte ich die Welt, in der wir uns bewegten, und obwohl du um fünf Jahre älter bist denn ich, warst du doch die Jüngere, die Harmlosere und Vertrauensvollere, und ich war dee Aeltere, der Besonnenere. Das macht, ich bin erzogen worden in der Schule der Jesuiten. Es war eine harte Schule, meine theure Schwester, aber ich habe doch in ihr zweierlei gelernt, das Mißtrauen und die Kunst der Verstellung. Ich habe an deinen Thränen und — an den Lobsprüchen, die mir der Kaiser und der Kardinal gespendet haben, gesehen, daß ich ein würdiger und

guter Schüler meiner Lehrer gewesen bin, und Dank dem, was ich gelernt habe, bin ich jetzt ein freier, selbstständiger Mann; Dank meinen Studien im Jesuiten-Kollegium zu Prag, bin ich majorenn, bin freier Herr meiner Güter, darf gehen wohin ich will, darf die Welt sehen! Ich gehe also, meine Schwester, ich gehe in die Welt. Aber ich reise incognito, unter einem erborgten Namen. Niemand darf vor der Hand meinen wirklichen Namen wissen, niemand darf ihn ahnen. Aber wenn ich wiederkehre, wenn die Zeit gekommen ist, dann werde ich mein Incognito abwerfen, dann werde ich in meinem wahren Charakter auftreten, dann werde ich meinen wahren Namen sagen und aller Welt entgegenrufen wie ich heiße."

„Und wie ist denn dein wahrer Name?" fragte Juliana athemlos. „Wie heißt du denn?"

Er küßte sie zärtlich auf die beiden Augen, die zugleich mit so fragendem und so zärtlichem Ausdruck auf ihn gerichtet waren. Dann neigte er sich dichter an ihr Ohr.

„Ich heiße Brutus," sagte er rasch und leise.

Juliana stieß einen Schrei aus, und dem ersten Impuls ihres Herzens folgend, glitt sie auf ihre Kniee nieder und hob ihre gefalteten Hände zum Himmel empor.

„Ich danke dir, mein Gott, ich danke dir!“ murmelte sie leise. „Er ist dennoch der Sohn seiner Mutter.“

„Ja, er ist es,“ flüsterte er leise, „und er weiß auch, was er seiner Mutter damals gelobt hat auf der Burg zu Munkacs. Aber sage es ihr nicht, und sage es Niemand auf der Welt. Lebe wohl, meine Schwester, und was auch kommen möge, verzage nicht an mir, vergiß es niemals: Ich heiße Brutus!“

VII.

Prinzessin Charlotte Amalie von Hessen.

Mehr als anderthalb Jahre hatte die Reise des jungen Fürsten Rákóczy schon gedauert, als er endlich im Sommer des Jahres 1697 nach Köln kam, um dort die kaiserliche Armee, welche da unter dem Kommando des Fürsten Ludwig von Baden operirte, zu besichtigen, und außerdem an dem schönen deutschen Rheinstrom seine Weltstudien fortzusetzen. Dieser lange, ungebundene Aufenthalt in der Fremde, dieser harmlose Ver-

kehr mit den verschiedenartigsten Menschen, das Anstaunen der großartigen und erhabenen Naturschönheiten Italiens und der Schweiz, das Studium der Kunstschätze, der Denkmäler der Geschichte in Rom, alle diese großartigen und verschiedenen Eindrücke hatten auf das Gemüth des jungen geistvollen, hochgebildeten und leicht erregbaren Fürsten den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck gemacht. Sie hatten seinen Sinn ernster und tiefer gemacht, sie hatten seinen Geist geläutert und gereift, und doch zugleich ihn durchdrungen mit einer mannhaften freudigen Energie, die sich klar ihres Wollens und ihrer Ziele bewußt war. Sein ganzes Wesen hatte etwas Stolzes, Gehobenes, Energisches angenommen und diese achtzehn Monate des wechselvollen Reiselebens hatten dem kaum dreiundzwanzigjährigen Jüngling das gereifte, stolze, selbstbewußte Aussehen eines jungen Helden gegeben, der bereit ist, den Kampf gegen die ganze Welt mit freudiger Kühnheit aufzunehmen.

Es lag ein wunderbarer Zauber über seiner ganzen Erscheinung, der Zauber des unverschuldeten Unglücks, das mit stolzer, klagloser Ruhe ertragen wird. Ueberall, wohin er kam, folgten theilnehmende freundliche Blicke dem jungen ungarischen Fürsten, dem letzten Sprößling einer so glorreichen Fa-

milie, deren edelste Häupter alle unter den Schaffotten sich verblutet oder in den Kerkern geendet hatten, deren Namen aber in der Geschichte Ungarns als die Namen der edelsten und treuesten Patrioten glänzten. Ueberall begegnete daher diesem letzten Sohne der erhabensten und edelsten ungarischen Familie die zarteste Theilnahme, das gefälligste Entgegenkommen, und mit seiner Schönheit, seiner Liebenswürdigkeit, seinem Geist und seiner hohen Bildung machte Franz Rákóczy, ohne es zu ahnen, überall Propaganda für die Sache seines Vaterlandes, für den Kampf der unzufriedenen Ungarn gegen das Haus Habsburg, als dessen Opfer man sehr geneigt war auch den jungen Fürsten zu betrachten, trotz der anscheinenden Freiheit, welche er genoß, trotzdem er selber laut und freudig überall seine innige Anhänglichkeit an Oesterreich verkündete und sich selber gern den treuesten und ergebensten Diener seines Herrn und Königs, des Kaisers Leopold nannte.

Auch in Köln, wohin der junge Fürst Franz Rákóczy sich im Sommer des Jahres 1697 begeben hatte, verfehlte seine schöne interessante Erscheinung nicht, überall die größte Sympathie zu erregen, und alle Kreise der höchsten Gesellschaft öffneten sich bereitwillig dem jungen schönen ungarischen Fürsten, von

dessen hoher Stirn die goldene Fürstenkrone mehr in Gestalt einer Märtyrerkrone strahlte.

In Köln befand sich gerade damals zu längerem Aufenthalt der Landgraf Karl von Hessen mit seiner Gemahlin und seiner Tochter, der Prinzessin Charlotte Amalie, und Dank den Empfehlungsbriefen, welche er aus Wien von dem Kaiserhofe mitgebracht, fand der Liebling und Schützling des deutschen Kaisers bei dem Landgrafen eine sehr zuvorkommende freundliche Aufnahme. Besonders schien die junge, kaum achtzehnjährige Prinzessin Charlotte Amalie das lebhafteste Interesse zu empfinden für den jungen Magyarenfürsten, dem man seine Heimat, seine Familie, sein Fürstenthum geraubt, und der trotz seiner anscheinenden Freiheit sie doch gemahnte an die gefangenen Könige, welche im alten Rom in voller Pracht ihres Königsornates, nur die Hände geschlossen mit goldenen Ketten, vor dem Triumphwagen ihres Besiegers einherschreiten mußten.

Die Prinzessin Charlotte Amalie war eine jener seltenen hochbegabten, energischen Frauennaturen, die mit einem glühenden Herzen und einer reichen Phantasie zugleich eine seltene Kraft des Geistes, eine große Schärfe des Verstandes verbinden, die was sie wollen ganz wollen, und denen die Liebe nicht

eine Spielerei des Herzens, sondern der heiligste Lebensberuf ist, dem sie ihre Seele und ihr Herz in freudigster Opferbereitwilligkeit hingeben. Bis jetzt aber war eine solche Liebe noch nicht erwacht in der jungen Prinzessin, nur sah man an ihrer hohen gedankenvollen Stirn, an dem tiefen innigen Blick, ihren feurigen dunkelblauen Augen, daß sie tiefer, energischer Empfindungen fähig, daß sie eine starke, entschlossene Natur sei, und nichts in sich habe von dem Leichtsinn und der Flatterhaftigkeit junger Mädchen.

Bis jetzt hatte die Prinzessin, nur ernster, wie das Frauen sonst zu thun pflegen, sich mit den Künsten und Wissenschaften beschäftigt; sie war eine ausgezeichnete Musikerin, sie malte mit kunstgeübter Hand, sie sprach nicht blos die modernen Sprachen mit fließender Geläufigkeit, sondern sie hatte sogar die Alten studirt und die griechischen und lateinischen Klassiker in der Ursprache gelesen. Aber die ernsten Studien hatten der Prinzessin doch nichts geraubt von ihrer holden Mädchenhaftigkeit, ihrer edlen zarten Weiblichkeit; sie war trotzdem ein junges Mädchen geblieben, dem der Putz und die Toilette eine ernste Angelegenheit war, die leidenschaftlich gern tanzte, mit aller Lebensfrische sich den unschuldigen Vergnügungen hingab, und die, wenn sie stundenlang mit ihrem gelehrten Erzieher die

alten Klassiker traktirt hatte, es liebte, stundenlang auf feurigem Roß hinaus zu reiten in die schöne frische Gotteswelt, die sie anschaute mit frischen lebendigen und liebevollen Blicken.

Auf diesen Spazierritten ward bald der junge Fürst Rákóczy der Prinzessin beständiger Begleiter, und mit ihm unterhielt sich Charlotte Amalie mehr als mit all den andern vornehmen Kavalieren, die sie umgaben, und die um die Hand der jungen, schönen und liebenswürdigen Fürstentochter warben. Unter diesen Kavalieren befanden sich souveräne deutsche Fürsten von Macht und Ansehen, die dem Landgrafen Karl gar willkommene Schwiegersöhne gewesen wären. Aber Prinzessin Amalie, der Liebling ihres Vaters, die in Liebe verwöhnte Tochter desselben, erklärte, durchaus keine Heirat der Politik und der diplomatischen Rücksichten machen, sondern nur den Mann zu ihrem Gemahl annehmen zu wollen, dem ihr Herz in Liebe und Treue sich ergeben habe. Sie hatte, umdrängt von ihren fürstlichen Freiwerbern, so lange gebeten, geschmollt, geschmeichelt, ja sogar geweint, bis ihr Vater, erschreckt von ihren Thränen, ihr sein Ehrenwort gegeben, sie durchaus keine politische Vernunftheirat machen zu lassen, sondern den Mann, dem sie einst ihr

Herz schenken würde, ihre Hand zu bewilligen und ihn zu seinem Schwiegersohn anzunehmen.

Der Landgraf hatte eingewilligt, nur hatte er lächelnd die Bedingung gemacht, daß Derjenige, welchen die Prinzessin lieben würde, jedenfalls ein Fürst sein müsse.

Prinzessin Amalie hatte lachend erwidert: „Und wenn er es nicht ist, so machen wir ihn dazu; denn, Gott sei Dank, Fürstentitel lassen sich kaufen im lieben deutschen Reich; es ist leichter, ein Fürst zu werden, als fürstlich zu denken und zu handeln. Habe ich erst den Fürsten der Gedanken und Handlungen gefunden, so wird mein Vater schon Sorge tragen, daß er auch ein Fürst der Titel und Würden werde."

Jetzt schien es, als habe die schöne und geistvolle Prinzessin Charlotte Amalie diesen Fürsten, den ihr schwärmerisches Mädchenherz so glühend ersehnt, endlich gefunden, und dieser Fürst war noch dazu ein geborner Fürst, denn er nannte sich Franz Rákóczy.

Sie liebte ihn, sie machte ihrem Vater, sie machte sich selber kein Hehl daraus, denn sie sah es an seinen Blicken, sie hörte es in dem Ton seiner Stimme, wenn er zu ihr sprach, daß auch er sie liebte. Niemals hatte er es ihr mit Worten gestanden, aber sie wußte es dennoch, er liebte sie, ihre Seelen hatten sich gefunden,

ihre Herzen hatten den Schwur der Liebe ausgetauscht, wenn auch nicht mit Worten, so doch nur mit Blicken, mit der Sprache der Augen, die Niemand versteht außer dem, welcher liebt.

Eines Tages indessen trat Franz Rákóczy, den die Prinzessin heute zu einem Morgenspazierritt erwartet hatte, nicht im Reitkostüme, sondern in der glänzenden, prachtvoll gestickten Tracht der ungarischen Magnaten zu ihr ein. Sie hatte ihn niemals so gesehen, und er war ihr niemals schöner, stolzer und heldenmäßiger erschienen, als in diesem Kostüme.

Mit einem freundlichen Lächeln reichte sie ihm ihre Hand dar, aber das Lächeln erstarb auf ihrer Lippe, als sie in sein Antlitz schaute, das heute ernst und bleich war, als sie dem traurigen schmerzlichen Ausdruck seiner Augen begegnete.

„Warum kommen Sie heute in so schönem, fremdartigem Gewande?“ fragte sie hastig.

„Prinzessin,“ sagte er ernst und feierlich, „es geschieht, weil ich heute als Ungar zu Ihnen komme. Bis jetzt haben Eure Durchlaucht mich immer nur gesehen als den deutschen Kavalier, den gehorsamen, ergebenen und treuen Unterthan des Kaisers Leopold, als den demüthigen Vasallen, der die Geisel küßt, die ihn gezüchtigt hat, der seine Ehre und seine Familien-

Traditionen vergißt und verleugnet, um aus dem Schiffbruch seines Hauses sich wenigstens einigen materiellen Vortheil zu erretten. Heute aber, Prinzessin, heute habe ich die deutsche Tracht abgelegt, heute, da ich im Begriff bin abzureisen, Ihnen auf ewig Lebewohl zu sagen."

„Abzureisen?" fragte Charlotte Amalie erbleichend. „Mein Gott, Sie wollen abreisen, Sie wollen mir auf ewig Lebewohl sagen?"

„Ja, auf ewig," sagte er leise und innig. „Auf ewig, Prinzessin, ich darf Sie niemals wiedersehen, denn — in dieser Stunde des Abschiedes darf ich es Ihnen sagen — denn ich liebe Sie, liebe Sie grenzenlos, und darum, Prinzessin, weil ich Sie so liebe, darum gehe ich!"

Ihre Augen strahlten ihn an mit freudigem Staunen, ein himmlisches Lächeln umspielte ihre Lippen, sie trat dicht zu ihm heran und legte ihre kleine weiße Hand auf seine Schulter und schaute ihm tief in die glühenden dunkeln Augen.

„Sie werden bleiben," sagte sie leise. „Sie wollen gehen, weil Sie mich lieben. Nun wohl, Sie werden bleiben, denn auch ich liebe Sie!"

Er neigte sich nieder auf ihre Hand und küßte sie. „Gott segne Sie für dieses Wort, Prinzessin," sagte

er traurig, „es wird durch mein ganzes düsteres, einsames Leben wie eine Sonne des Glückes mir leuchten, aber ich werde niemals ein solcher Frevler sein, die Sonne zu mir herabziehen zu wollen, um mich mit ihr zu schmücken."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte sie lebhaft.

„Ich will damit sagen, Prinzessin, daß ich Sie nicht unglücklich machen darf, daß ich jetzt, da ich das Geheimniß meines Herzens kenne, Sie fliehen muß, eben weil ich Sie so zärtlich liebe, und weil Ihr Glück mir höher steht, als das meine."

„Mein Gott!" rief sie verzweiflungsvoll, „hören Sie denn nicht, daß ich Sie liebe?"

„Ich will, ich darf es nicht hören," sagte er traurig. „Aber Sie, Prinzessin, hören Sie mich an. Was ich keinem Menschen noch vertraut, das Geheimniß, welches bisher nur Gott gekannt hat, das will ich Ihnen sagen in dieser Stunde des Scheidens. Prinzessin, ich heiße Rákóczy, und ich bin ein Ungar. Sie meinen, Sie haben das gewußt und dies sei ein Geheimniß, welches alle Welt mit Ihnen theile? Ich aber sage Ihnen, daß dem nicht so ist, daß Niemand mich kennt, Niemand den Vorhang zurückgezogen hat, der mein Herz verhüllt. Soll ich Ihnen erzählen von dem Schicksal meines Hauses, meiner Familie? Prinzessin, mein Groß-

vater Zrinyi, mein Oheim Frangipany starben auf dem Blutgerüst, meine Mutter hat sich nach langjähriger Klosterhaft glücklich schätzen müssen, nach der Türkei in's Exil gehen zu dürfen, mein Vater, dem man die Hände gebunden mit kaiserlicher Gnade, mein Vater starb am gebrochenen Herzen. Noch heute schmachtet der Bruder meiner Mutter im Gefängniß, und auf meinen Burgen und Festungen hausen deutsche Truppen mit trotziger Willkür des Siegers. Und dennoch trage ich deutsche Kleider, spreche die deutsche Sprache, liebe den deutschen Kaiser, der als König von Ungarn meine Familie mit Blut und Thränen überflutet hat, dennoch bin ich der loyale Unterthan Oesterreichs und habe keine Sympathien für das Wehegeschrei und die Jammerklage meines verfolgten, blutenden Vaterlandes. Und Sie wissen das, Prinzessin, Sie sehen mich heiter, lachend, sorglosem Müßiggang fröhnend, während mein Vaterland blutet und stirbt, und Sie sagen dennoch, daß Sie mich lieben? Nein, Prinzessin, Sie werden jetzt aufhören mich zu lieben, und damit Sie das thun, darum komme ich heute zu Ihnen nicht als Deutscher, sondern als Ungar. Damit Sie aufhören mich zu lieben, darum sage ich Ihnen mein großes, mein heiliges Geheimniß: Prinzessin Charlotte, fliehen Sie vor mir, vergessen Sie mich, denn ich sage es

Ihnen, ich bin ein Ungar, und der Kaiser Leopold, der mich jetzt liebt und mir vertraut, der wird mich einst einen Verräther und Treulosen nennen, und wenn er es vermag, so wird er es mit mir machen, wie er es mit meinem Großvater gethan, er wird mich das Schaffott besteigen lassen. Da haben Sie das Geheimniß meiner Zukunft, Prinzessin. Lassen Sie sich davor gewarnt sein und fliehen Sie mich! Lassen Sie mich gehen, damit ich nicht das Verderben und Unheil, das vielleicht meiner wartet, auch über Sie heraufbeschwöre! Jetzt, Prinzessin, kennen Sie mein Geheimniß, und jetzt leben Sie wohl!"

Er wandte sich der Thür zu, sie aber eilte ihm nach und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Jetzt hören Sie auch mich," sagte sie leise und hastig. „Den deutschen Fürsten Rákóczy habe ich geliebt, und dennoch habe ich in der Stille meines Herzens um ihn getrauert, denn ich sah einen Flecken auf seiner Stirn. Jetzt ist dieser Flecken verschwunden, denn ich sehe den ungarischen Fürsten, den treuen Sohn seiner Familie und seines Vaterlandes. Es muß ein Jeder auf Erden dem innern Gesetz der Ehre, der Treue und Pflicht gehorchen, und dieses Gesetz zwingt sie zum Aufruhr und zur Empörung. Man kann es beklagen, aber man muß es anerkennen, wie ein Verhängniß, dem sich

Jeder fügen muß. Und dieses Gesetz der Ehre und Treue, es ruft auch mich. Ich habe Sie geliebt, da Sie noch der deutsche Rákóczy waren, ich liebe Sie doppelt innig, da Sie der ungarische Fürst sind. Die Gefahren, denen Sie entgegengehen, schrecken mich nicht, ich werde sie freudig mit Ihnen theilen, ich werde sie vielleicht von Ihnen abwenden können, das wird für das Haupt der unzufriedenen Ungarn immerhin ein Vortheil sein, wenn ein regierender deutscher Fürst sein Schwiegervater ist."

„Aber das Schaffott," sagte Franz, sie mit strahlenden Augen ansehend, „Sie vergessen das Schaffott, das vielleicht meiner wartet! Nein, nein, ich darf Sie solcher Schmach nicht aussetzen! Sie das Weib eines Mannes, den vielleicht einst die Hand des Henkers berühren wird, der wie ein Missethäter auf dem Blutgerüst enden mag!"

Die Prinzessin schaute ihn an mit großen ernsten Augen. „Auch der Heiland ward von der Hand des Henkers berührt," sagte sie feierlich, „auch er starb den schmachvollen Tod der Missethäter; aber Maria betrachtete es als ihr letztes Glück und ihre letzte Ehre, daß sie ihn begleiten durfte zur Hinrichtung, und sie brach nicht zusammen vor Schmerz und Gram, sondern sie ertrug das Leben, weil sie die heilige Pflicht,

den theuren Leib zu begraben, niemand Anderm überlassen wollte. Dieses erhabene Beispiel der großen Schmerzensmutter würde, sollte das Schlimmste eintreten, auch mich begeistern ihr nachzustreben, und wenn Franz Rákóczy sterben sollte als der Märtyrer einer großen und heiligen Sache, so würde sein Weib es als ihr letztes Glück und ihre letzte Ehre betrachten, neben ihm zu sein in der Stunde des Todes. Und nun, Fürst, da ich Ihnen dies gesagt, wollen Sie nun dennoch mich verlassen, mir ein ewiges Lebewohl sagen?"

„Nein, ich bleibe!" rief er, vor ihr auf die Kniee niedersinkend, „nein, ich sage dir ein ewiges Willkommen, du holder Engel meines Lebens und meiner Zukunft, und täglich wird es dir mein Herz wiederholen: Willkommen, meine Geliebte, mein Glück und mein Trost! Willkommen, meine erste, meine einzige Liebe! Ich nehme dein himmlisches Opfer an, und auf meinen Knieen bitte ich dich jetzt um deine Liebe und um deine Hand!"

„Meine Liebe hast du," sagte sie lächelnd, „meine Hand kann nur mein Vater dir bewilligen. Komm', laß uns zu ihm gehen und ihn darum bitten. Aber nichts sage ihm von Dem, was du mir gesagt, es bleibe unser Geheimniß, bis die Stunde der That und des Vollbringens gekommen ist. Ein Vaterherz liebt an-

ders, als ein Mädchenherz, und was mir Glück erscheint, könnte ihm leicht Unglück dünken! Also laß uns unser Geheimniß bewahren, und nur der deutsche Fürst Rákóczy darf beim Landgrafen von Hessen um die Hand seiner Tochter werben!"

Und diesem deutschen Fürsten Rákóczy gewährte der Landgraf Karl von Hessen, treu dem Versprechen, das er seiner Tochter geleistet, die Hand seiner Amalie, er nahm bereitwillig den schönen jungen Magnaten zu seinem Schwiegersohn an, aber er behielt es sich vor, daß er auch die Bedingung erfüllen könne, die er seinem Versprechen hinzugefügt. Der Schwiegersohn, den seine Tochter ihm zugeführt, sollte jedenfalls ein Fürst sein! Und da das ungarische Fürstenthum Rákóczy's dem Landgrafen etwas problematisch und auf thönernen Füßen stehend erschien, so erachtete er es für wünschenswerth, ihm eine dauerndere und solidere Grundlage zu geben, und den ungarischen Fürsten lieber in einen deutschen Reichsfürsten zu verwandeln.

Am vierundzwanzigsten September 1698 fand in Köln die Vermählung des jungen, liebenden Paares statt, und gleich nach derselben reiste Franz mit seiner Gemahlin nach Wien ab, um sie dort dem Kaiserhofe vorzustellen.

VIII.

Der Verräther.

Indessen in Wien war man wenig zufrieden mit dieser Verbindung, welche der Fürst Franz Rákóczy zu schließen gewagt, ohne dazu die Einwilligung des Kaisers einzufordern, und die er ihm jetzt nur als ein fait accompli anzeigte. Franz Rákóczy hatte sich selber im stolzen Mannesgefühl als einen freien, unabhängigen Mann betrachtet, der Niemand um Erlaubniß zu fragen habe bei den Angelegenheiten seines Herzens, und dem es wohl anstände, sich nach eigener Wahl und eigenem Ermessen eine Gemahlin zu wählen.

In Wien aber wollte man ihm ein Verbrechen daraus machen, ging man so weit, diese Ehe anzweifeln zu wollen, weil sie geschlossen ohne Einwilligung des Kaisers, dem doch als dem Vormund des Fürsten bei allen wichtigen Angelegenheiten eine entscheidende Stimme zustände.

Vergebens berief sich Franz Rákóczy auf jenes Dekret des Kaisers, das ihn schon vor achtzehn Monaten für großjährig erklärt und ihm seine volle Unabhängigkeit wiedergegeben hatte; man blieb dabei, diese Vermählung Rákóczy's als eine Art Majestäts-

beleidigung betrachten zu wollen, welche der strengsten Ahndung bedürfe. Indeß diesmal gelang es noch einmal, die feindlichen Gewalten zu bezwingen und den Sturm zu sänftigen, der sich schon mit dumpfem Grollen über dem Haupt des Fürsten zusammenzuziehen drohte.

Der Landgraf Karl von Hessen eilte, von seiner Tochter benachrichtigt, nach Wien, um persönlich bei dem Kaiser für seinen Schwiegersohn sich zu verwenden, und General Aspermont wirkte für seinen Schwager beim Minister Strattmann. Diesen vereinten Bemühungen gelang es, die Gefahr abzuwehren, die Vermählung des Fürsten ward anerkannt, der Fürst auf's Neue in seiner Volljährigkeit und Unabhängigkeit bestätigt, und man gab sogar den dringenden Wünschen und Bitten des Landgrafen nach, — der Kaiser erhob den ungarischen Fürsten Franz Rákóczy in den deutschen Reichsfürstenstand.

Aber trotz dieser neuen Beweise der kaiserlichen Gnade war man dennoch jetzt mißtrauisch geworden, glaubte man nicht mehr so unbedingt an die Treue und Loyalität Rákóczy's, trotz dem er immer noch fortfuhr, sich selber als einen eifrigen Anhänger des Kaisers zu bekennen, und seine Abneigung gegen die ungarischen Unzufriedenen laut und öffentlich zur Schau zu tragen. Rákóczy ward von Spähern und Spionen

umgeben, die jedes seiner Worte belauerten, und entstellt und vergrößert es weiter meldeten. Man warnte den Kaiser vor dem undankbaren Magyaren, der bald vielleicht als Feind und Empörer sich ihm gegenüberstellen werde, und der Kaiser, mißtrauisch und gereizt, kränkelnd und dem Tode nahe, gab Rákóczy oft genug deutliche Zeichen seiner Ungnade und seines Mißtrauens.

Franz wollte dasselbe noch einmal beschwichtigen, er wollte dem Kaiser beweisen, wie ernst es ihm sei, sich fern zu halten von allem Aufruhr, wie wenig geneigt er sei, Theil zu nehmen an diesen revolutionären Umtrieben, die jetzt wieder Ungarn durchzuckten, und die gerade auf seinen Gütern ihren Ausgangspunkt genommen. Er hielt die Zeit der That noch nicht gekommen, und nimmermehr war es seinem stolzen, aristokratischen Sinne gemäß, sich mit den aufständischen Bauern zu vereinigen. Ein Bauer, Franz Tokay, stand an ihrer Spitze, und mit ihm wollte der Fürst keine Gemeinschaft haben.

Um dies unzweifelhaft dem Kaiser zu beweisen, machte er freiwillig den Antrag, er wolle dem Kaiser seine sämmtlichen ungarischen Güter überlassen, und dieser solle ihn dafür entschädigen, indem er ihm in

Deutschland eine andere fürstliche Herrschaft dafür eintausche.

Der Kaiser lehnte es ab und ermächtigte Rákóczy, unbehindert auf seine Güter nach Ungarn zurückzugehen.

Er that es, aber indem er jetzt mit seiner Gemahlin Wien verließ, war er es sich bewußt, daß er nimmer wieder als Freund und Unterthan dahin zurückkehren werde.

„Der Kaiser gibt mir meine Güter zurück," sagte er zu Amalie, „er ermächtigt mich, in Ungarn zu wohnen, weil er mir keine Entschädigung geben möchte, weil er hofft, bald auch ohne Entschädigung meine Güter einziehen zu können. Sie lassen mich deshalb nach Ungarn gehen, weil sie hoffen, daß ich dort bald ihnen Gelegenheit geben werde, mich als einen Aufrührer und Verräther anzuklagen und zu verhaften. Nun, wir werden sehen, was die Zukunft bringt. Ich glaube, die Zeit ist gekommen und die Frucht ist reif."

„Ist die Frucht reif, so möge sie abfallen!" rief die Fürstin mit leuchtenden Augen. „Das Klagelied Ungarns schreit zum Himmel empor. Möge es sich bald in ein Triumphlied umwandeln!"

Sie gingen nach Ungarn — nicht aber nach Mun=

kacs, das von deutschen kaiserlichen Truppen besetzt war, sondern nach Rákóczy's Burg Sáros Patak.

Dort hielt das junge, schöne, liebenswürdige Fürstenpaar nun seinen Hof und es war sehr natürlich, daß die früheren Freunde der Rákóczy'schen Familie sich beeilten, den jungen Fürsten zu begrüßen, natürlich, daß alle die vornehmen ungarischen Familien sich wieder schaarten um das junge Fürstenpaar, das sie, den Traditionen ihrer Geschichte nach, im Geheimen als die Hoffnung Ungarns begrüßten. Da kamen die Freunde und Nachbarn, die Grafen Okoliczányi, Ladislaw und Michael Vay, und vor allen Andern der Graf Niklas Bercsényi. Er war der Freund und Gespiele des Knaben gewesen, und er ward jetzt der Freund und Genosse des zum Mann erstarkten Fürsten Rákóczy.

Dort schien man nun zu heitern Festen, zu Freude und Lust sich zusammen zu finden auf Sáros Patak. Man tanzte und sang, man machte Jagdpartien und Wasserfahrten. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit, die hohen Geistesgaben, und die reichen gesellschaftlichen Talente der Fürstin Amalie entzückten Jedermann, machten sie zum Mittelpunkt aller dieser Feste, und um sie reihte sich ein köstlicher blühender Kranz von schönen Frauen und Töchtern all dieser Magnaten

und Aristokraten, die stets auf Sáros willkommene Gäste waren.

Unter Scherzen und Lachen, unter Gesang und Tanz verbarg sich der tiefe Ernst dieser Zusammenkünfte der Magnaten, und während Franz Rákóczy mit seinen Freunden Bercsényi, Bay und Szirmay im verschwiegenen Gemach sich besprach über die mit jedem Tag höher anschwellende Noth, den stets sich steigernden Jammer seines Vaterlandes, hallten die Säle wider von lustiger Tanzmusik und frohem Lachen.

Aber in der That, die Noth und der Jammer Ungarns steigerte sich mit jedem Tage, durch ihn die Erbitterung des Volkes, das in grollendem, wuthentbranntem Herzen sich sehnte, die Ketten zu zerbrechen, die es darnieder hielten. Zunächst war es der Zelotismus des Kardinals Kolonics, der durch seine Strenge und Grausamkeit, durch seinen unpolitischen Religionseifer die Erbitterung bis zur höchsten Wuth entflammte. Er, ohne Wissen des klugen und gemäßigten Kaisers, erklärte allen protestantischen Ungarn den Krieg, und ließ sogar hinter dem Rücken des Kaisers in ganz Ungarn bekannt machen, daß die evangelische Kirchenfreiheit aufgehoben sei. Er forderte alle katholischen Magnaten auf, sich um ihn zu schaaren,

und verlangte, daß sie entschlossenen Muthes laut mit ihm rufen sollten: Faciam Hungariam captivam, postea mendicam, de inde catholicam.*) (Ich möchte Ungarn zuerst zu einer Gefangenen machen, dann zu einer Bettlerin, und dann zu einer Katholikin.)

In seinem Hirtenbrief, berichtet der Geschichtschreiber Feßler weiter, forderte der Kardinal Kolonics Ungarns gesammte Klerisei und auch Magnaten und Herren aus dem Laienstande auf, Mittel zu ersinnen und anzuwenden, wodurch man trotz allen Verträgen und Reichsgesetzen die Ketzereien auf das Bequemste und Geschwindeste unterdrücken und ausrotten könne; weil Ungarn seine Freiheit und Ruhe nicht erlangen könne, so lange die Ketzer nicht vertilgt wären. Vielen der Edlen und Herren des zweiten und dritten Standes war in den Jesuitenschulen und im Beichtstuhl tödtlicher Haß gegen ihre evangelischen Standesgenossen eingeflößt worden, sie waren daher auf ihren Herrschaften und Gütern zum Ausrotten und Vertilgen sogleich bereit. Paul Esterhazy, vieler ausgebreiteter Herrschaften Besitzer, zwang alle seine Unterthanen zur katholischen Kirche überzugehen, warf ganze Dorfgemeinden, die sich hartnäckig bezeigten,

---

*) Feßler: Geschichte der Ungarn. IX. 483.

aus ihren Wohnungen, und ließ sie aus dem Lande jagen. Er war Palatin, wer konnte gegen seine Gewalt Gerechtigkeit erlangen? Um auf päpstliche Dispensation mit seines Bruders Tochter sich vermählen zu dürfen, hatte er feierlich geloben müssen, in seinem Gebiete keinen Ketzer dulden zu wollen. Ueberall wurden die evangelischen Rathsglieder entsetzt; vermögliche Bürger ausgeraubt und verjagt, evangelische Lehrer aus Kirchen und Schulen vertrieben, evangelische Gymnasien in katholische Lese- und Schreibschulen verwandelt, Bürger, welche Beschwerden oder Vertheidigungsschriften bei Hofe einreichten, als Empörer oder Hochverräther bestraft. So wurden die Städte Trencsin, Neusohl, Schemnitz, Bries, Karpfen, Bartfeld, Eperies, Güns, Oedenburg und andere durch die herumziehenden Verordneten Erdödy, Frank, Vorsitzky und Kalmanczay bedrängt, ohne daß ihre jämmerlichen Bitten vor dem Thron, ja selbst anderer Fürsten Europas Verwendung für sie mehr vermochten, als daß der gute König alles gewaltsame Verfahren untersagte; der Kardinal Kolonics und der Palatin aber fuhren fort, im Einverständniß zu thun, was sie wollten."*)

*) Feßler: Geschichte der Ungarn. IX. 485.

„Die Zeit ist gekommen, die Frucht ist reif," hatte Franz Rákóczy zu seiner Gemahlin gesagt, und dennoch zögerte er, dennoch bebte er immer noch zurück vor dem entscheidenden Schritte, und bedachtsamer, wie seine Freunde, wie namentlich der heißblütige Graf Bercsényi, wollte er dem großen patriotischen Kampf, von dem er überzeugt war, daß er ein entscheidender werden würde, Bundesgenossen und Unterstützung sichern, wollte es vermeiden, daß man auswärts diesen Kampf Ungarns als eine reine Privatsache des Königs mit seinen aufrühreriſchen Unterthanen betrachte, sondern er wollte darnach streben, die ungarische Sache zu einer europäischen Angelegenheit zu machen.

Dazu bot sich gerade jetzt, wie es schien, die beste Gelegenheit dar. Schon früher, während seiner Anwesenheit in Wien, hatte der dortige französische Gesandte, Marquis de Villars, sich dem Fürsten Rákóczy genähert, und nicht undeutlich hatte er ihm zu verstehen gegeben, daß Rákóczy auf König Ludwig des Vierzehnten kräftige Unterstützung zuversichtlich rechnen dürfe, wenn er etwa, durch den leeren Titel eines Reichsfürsten nicht befriedigt, daran dächte, sich seine fürstlichen Erbgüter in Siebenbürgen nicht allein, sondern auch den Fürstenstuhl selber wieder zu erwerben.

Daran gedachte jetzt Franz Rákóczy, und es kam

ihm darauf an, zu erforschen, ob der König von Frankreich auch jetzt noch geneigt sein möchte, die Erhebung der Ungarn zu unterstützen. Und gerade jetzt schien zu solcher Erforschung sich die günstigste Gelegenheit darzubieten. Einer seiner Freunde, einer von den Vertrauten seiner Pläne, war ein Herr von Longueval, ein geborner Lütticher, Hauptmann in österreichischen Diensten. Er lag mit seinem Regiment in Eperies in Garnison, und nachdem er dort die Bekanntschaft des Fürsten Rákóczy und seiner Gemahlin gemacht, war er wegen seines liebenswürdigen Wesens, seiner feinen Weltformen, seiner großen Unterhaltungsgaben und seiner vielen gesellschaftlichen Talente bald ein stets gern gesehener Gast, dann einer der vertrautesten Hausfreunde des Fürsten und der Fürstin geworden.

Longueval war es, der dem Fürsten zuerst den Gedanken eingab, sich an Ludwig den Vierzehnten zu wenden, und zu erforschen, ob Ungarn, im Fall einer Erhebung, auf die Unterstützung Frankreichs rechnen könne, der dem Fürsten vorschlug, an König Ludwig zu schreiben, und geradezu diese Unterstützung zu beanspruchen. Er selbst, Longueval, erbot sich, den Brief nach Frankreich zu bringen, und die Antwort des Königs zurückzutragen. Er erbat sich von seinen Vorgesetzten zu diesem Behuf, angeblich um wichtige Fami-

lienverhältnisse zu ordnen, einen längern Urlaub in seine Heimat, die Niederlande, und als ihm dieser bereitwillig war gewährt worden, schien das letzte Hinderniß hinweggeräumt, welches den unmittelbaren Verkehr des Fürsten mit dem König von Frankreich hemmen konnte.

Franz gab dem Drängen seiner Freunde nach und schrieb an Ludwig den Vierzehnten. Er schilderte ihm in ergreifender Weise die traurigen Zustände Ungarns, er erinnerte an die Verbindungen seiner Vorfahren mit den französischen Königen, und ließ leise den Wunsch durchblicken, daß diese Verbindung sich jetzt erneuern möge. — Dieses Schreiben übergab er seinem Freunde Longueval, aber indem er es that, forderte er, von seltsamen Ahnungen beklemmt, daß Longueval ihm schwören solle, im Fall, daß er entdeckt und ergriffen würde, sofort sämmtliche Papiere und Briefe zu vernichten.

Longueval gelobte es mit einem heiligen Eide und reiste ab — aber nicht nach Paris, wie Rákóczy glaubte, sondern nach Wien!

Arm, lebenslustig, von Gläubigern gedrängt, schien es Longueval ein bequemes Mittel, zu Geld und Reichthümern zu gelangen, wenn er den Freund verrieth, und ihn seiner Habsucht opferte.

Mit den Briefen Franz Rákóczy's begab sich Longueval demgemäß nach Wien zu dem Reichsrathspräsidenten Grafen Oettingen, ihm eröffnete er die Pläne Rákóczy's und seiner Freunde, und mit der Miene eines loyalen und getreuen Unterthans seines Kaisers und Herrn begehrte er weitere Verhaltungsbefehle. Graf Oettingen erbrach die ihm übergebenen Briefe Rákóczy's, und nachdem er von denselben Abschrift genommen, wurden sie wieder versiegelt. Longueval erhielt den Auftrag, sofort mit ihnen nach Paris abzureisen, dort die Antwort in Empfang zu nehmen, und mit derselben sich wieder in Wien einzustellen. Man versprach dem Verräther reichen Lohn, nebst Ehrenstellen und Titeln, wenn er in dieser Sache treu und verschwiegen sich erweise, und behülflich sei, eine so große Schuld Rákóczy's zu beweisen, daß man sich seiner bemächtigen, und ihn als Hochverräther strafen könne.

Longueval, des Sündenlohnes gewiß, schwur freudig Treue und Hingebung, eilte mit seinen Depeschen nach Paris, und brachte bald wieder nach Wien die Antwort des französischen Kabinets. Diese Antwort, welche der Minister Barbesier im Namen Ludwigs an den Fürsten Rákóczy gerichtet, zeigte sich den Plänen desselben außerordentlich günstig, und versicherte Rá-

kóczy, daß der König von Frankreich gerne bereit sei, ihn in jeder Weise zu unterstützen.

Nachdem Graf Oettingen dieses Antwortschreiben gelesen, und sorgsam wieder verschlossen, eilte Longueval mit demselben weiter nach Ungarn, nach Sáros Patak, zu seinem fürstlichen Freunde. Mit lautem Jubel und herzlichem Willkomm dort empfangen, übergab er Franz Rákóczy das französische Antwortschreiben, und arglos, voll dankbarer Gesinnung, nahm dieser es entgegen.

Da diese erste Antwort des französischen Kabinets so freundlich und zuvorkommend ausgefallen, entschloß sich Rákóczy, nach vielfältiger Berathung mit seinen Freunden, einen Schritt weiter zu gehen und abermals an den König von Frankreich zu schreiben. Diesmal trat er in seinem Briefe schon offener und rückhaltloser hervor, und bat den König förmlich um Unterstützung an Mannschaft und Geld, wenn, wie es möglich sei, die Ungarn sich bald zu einer Erhebung gezwungen sehen sollten.

Longueval übernahm es abermals, dieses zweite Schreiben zu befördern, und abermals verfügte er sich mit demselben nach Wien zum Grafen Oettingen.

Und jetzt sagte auch das kaiserliche Kabinet, wie der Fürst Rákóczy: „Die Zeit ist gekommen; die **Frucht ist reif!**“

Mit dieser zweiten Depesche in den Händen konnte man Rákóczy der gefährlichen Umtriebe des Hochverrathes anklagen, konnte ihn beschuldigen, einen Aufstand in Ungarn haben veranlassen zu wollen. Mit dieser Depesche konnte man auf immer den gefährlichen Mann beseitigen, dessen Name für Ungarn schon wie ein Schlachtenruf tönte, der alle Unzufriedenen zusammenschaarte.

Longueval erhielt Auftrag, sich mit seinem Schreiben wieder auf den Weg nach Paris zu begeben. Aber in Linz ward er, wie aus Versehen, verhaftet, untersucht, und da man jene verdächtigenden Papiere bei ihm fand, wieder nach Wien geführt, zur weitern Aussage und Untersuchung.

Franz Rákóczy ahnte natürlich von all dieser Verrätherei nichts. Seine ganze Sorge war in dieser Zeit seiner Gemahlin zugewandt, die leidend und kränklich war und ihrer nahe bevorstehenden zweiten Niederkunft entgegensah, als eines Tages ein Courier, schweißtriefend, auf schaumbedecktem Pferde in Sáros anlangte, der ihm einen Brief von seiner Schwester Juliana brachte.

Dieser Brief meldete ihm die Verhaftung Longueval's, und in demselben beschwor Juliana den geliebten Bruder, zu entfliehen, sich zu retten, denn schon

sei an den General Solari der Befehl abgegangen, den Fürsten zu verhaften, ihn sowohl als seine Freunde.

Franz Rákóczy saß eben vor dem Lager seiner Gemahlin, als man ihm diesen Brief überbrachte. Er las ihn ruhig und reichte ihn dann seiner Gemahlin dar.

„Du wirst fliehen, mein Freund!“ rief diese, nachdem sie gelesen. „Oh, ich bitte dich, du wirst fliehen!“

„Nein,“ sagte er ruhig, „ich werde bleiben. Longueval ist ein treuer Freund, der nichts verrathen wird, und überdies hat er mir geschworen, wenn man ihn wirklich verhaften sollte, sofort alle Papiere zu vernichten. Er wird ohne Zweifel seinen Schwur erfüllen, und selbst, wenn man bei ihm meine Briefe fände, wäre man nicht im Stande, aus denselben mich irgend einer Schuld zu überführen, während, wenn ich jetzt fliehen, mich verbergen wollte, ich mich dadurch selber als einen Schuldigen anklagen würde.“

Seine hochherzige Gemahlin, im Innersten mit ihm übereinstimmend, wagte es nicht mehr weiter in ihn zu dringen, und Franz blieb. Nicht eine Stunde wich er von ihrer Seite, immer war er für sie der heitere Gesellschafter, der zärtliche Gemahl, der theilnehmende Freund, und mit sorglosester Unbefangenheit, als leuchte ihm der Himmel und die Zukunft in hei-

terstem Sonnenglanz, entwarf er mit ihr Pläne zu Reisen, welche sie nach der Fürstin Genesung mit einander unternehmen wollten.

Drei Tage waren so vergangen, die Fürstin begann aufzuathmen, die Warnung Julianens nur als ein Ergebniß ihrer zärtlichen, sorglichen Schwesterliebe zu betrachten, und sich zu überreden, daß wirklich gar keine Gefahr vorhanden, daß Longueval, wie er versprochen, die Briefe und Depeschen, welche er bei sich getragen, sofort bei seiner Verhaftung vernichtet habe, und daß man daher keine Veranlassung zu irgend einer Anklage des Fürsten habe finden können.

Aber bald sollte sie auf das Schmerzlichste enttäuscht werden, und die Zukunft, welche ihr Gemahl ihr so sonnenhell gezeigt, sie sollte sich ihr bald für immer mit drohenden Wolken verfinstern.

Am Abend des dritten Tages, als das fürstliche Paar sich schon in das gemeinschaftliche Schlafgemach zurückgezogen, ward die Thür desselben heftig aufgestoßen und in derselben erschien ein österreichischer Offizier, in der erhobenen Rechten ein Pistol, in der Linken das brennende Licht, das ihm geleuchtet, haltend. Hinter ihm sah man eine Menge österreichischer Soldaten mit erhobenem Gewehr.

„Im Namen des Königs und Kaisers Leopold ver-

haste ich Sie, Fürst Franz Rákóczy!" schrie der Offizier, indem er mit seiner Pistole dicht zu dem Fürsten heranschritt. „Bei dem geringsten Widerstand bin ich gezwungen, Sie niederzuschießen, denn ich habe Befehl, Sie lebend oder todt einzuliefern."

„Ich habe aber gar nicht die Absicht, Widerstand zu leisten," sagte der Fürst ruhig und würdevoll. „Die Achtung vor den Befehlen Sr. Majestät zwingt mich zur ruhigen Unterwerfung unter seine Befehle. Nur wünschte ich zu wissen, was man mit mir beabsichtigt, und wohin man mich zu führen gedenkt!"

„Wir haben keine weitern Befehle, als Eure Durchlaucht in das Hauptquartier nach Eperies zu bringen," erwiderte der Offizier höflich, entwaffnet von der edlen Ruhe des Fürsten.

Franz neigte sich über das Lager seiner Gemahlin, die bleich, mit gefalteten Händen da lag und mit thränenlosen Augen zu ihm aufschaute. Er küßte zärtlich ihre Augen, ihre Hände und getröstete sie mit heiterer Ruhe eines baldigen Wiedersehens. Dann wandte er sich rasch ab, winkte dem Offizier, ihm zu folgen, ging entschlossenen Schrittes durch das Gemach hin und trat in das nächste, von Soldaten angefüllte Gemach ein. Eine Viertelstunde später fuhr er, den Offizier an seiner Seite, in seiner eigenen, von Soldaten eskortir-

ten Equipage nach Eperies. In derselben Zeit war auch sein Freund und Nachbar Szirmay verhaftet worden, aber dieser hatte noch Zeit gehabt, einen andern Freund und Vertrauten, den Grafen Bercsényi, zu warnen, und während die beiden Verhafteten daher nach Eperies transportirt wurden, eilte Graf Bercsényi auf einsamen Wegen in dunkler Nacht von dannen, um auf seinen oberungarischen Besitzungen sich ein sicheres Versteck zu suchen. Am Tage, der dieser entsetzensvollen Nacht folgte, ward die Fürstin Rákóczy von einem Knaben entbunden.

IX.

Die Flucht.

Zwei Monate waren seit der Verhaftung des Fürsten Rákóczy, seit dem 29. Mai 1701, fast vergangen, und noch immer hatte man ihm nicht gesagt, wessen man ihn anklage; noch immer hatte man nicht einmal ein Verhör mit ihm vorgenommen. Von Eperies hatte der General Solari ihn damals nach kurzem Aufenthalt nach Oesterreich abgeführt und ihn nach Neustadt gebracht.

Dort hatte man ihn eingeschlossen in demselben düstern, traurigen Zimmer, in welchem vor vierunddreißig Jahren auch sein Großvater Peter Zrinyi geschmachtet hatte, bis man ihm die Kerkerthür öffnete und ihn auf das Schaffott führte.

In diesem selben düstern, melancholischen Vorgemache des Todes saß jetzt Franz Rákóczy seit beinahe zwei Monaten, einsam und, wie es schien, von aller Welt vergessen und verlassen. Niemals drang eine Kunde aus der Außenwelt zu ihm hin, niemals kam ihm Nachricht von seiner Gemahlin, seiner Schwester oder seinen Freunden, und wie ein offenes, von keinem Laut der Liebe oder der Theilnahme durchtöntes Grab umgab ihn seine erinnerungsreiche, finstere Zelle. Endlich, nach zwei Monaten, nachdem er immerfort in Briefen und Bittschriften an den Kaiser mindestens um eine Anklage gebeten, endlich ward er einem Verhör unterworfen. Aber es waren nur zwei Richter, die man ihm entgegenstellte, nur der Hofkanzler Graf Buccolini und der Referent des Kriegsgerichts, Baron Euler. Fürst Rákóczy erklärte, daß er als deutscher Reichsfürst und ungarischer Magnat nur von den deutschen oder ungarischen Ständen gerichtet werden könne; er wolle aus Achtung vor dem Kaiser zwar die Fragen, die man an ihn richten wolle, beantwor-

ten, aber als seine Richter könne er die beiden anwesenden Herren nicht anerkennen, und er werde und müsse darauf bestehen, seinem Stande und seinen Rechten gemäß seine Richter zu finden!

Das Verhör begann, und jetzt erfuhr Rákóczy zu seinem Schmerz, daß Longueval, der Freund, den er geliebt und dem er vertraut, an ihm zum Verräther geworden! Er allein war sein Ankläger, er war es, der ihn beschuldigte, das Haupt einer weitverzweigten, wohlorganisirten Verschwörung zu sein, der zu den bei ihm aufgefundenen, an den König von Frankreich gerichteten Papieren den erläuternden Kommentar gegeben, der die mündlichen Aufträge, welche seiner Angabe nach der Fürst ihm gegeben, und die für denselben weit kompromittirender waren, als seine Briefe, dem Untersuchungsrichter wiederholt hatte.

Fürst Rákóczy erklärte, daß jedes Wort dieser mündlichen Aufträge erlogen sei, er bezeichnete es als eine Unwahrheit, daß Longueval dies ausgesagt hätte, und verlangte, daß derselbe ihm persönlich gegenübergestellt werde.

Diesem Verlangen ward nach einigen Tagen genügt, und Longueral ward mit Rákóczy konfrontirt. Mit frecher Stirn und heiterm Blick, unbeirrt von den großen Augen des Fürsten, die mit traurig-schmerz-

lichem Ausdruck auf ihm ruhten, wiederholte Longueval seine Anklage, bezichtigte er den Fürsten, an der Spitze einer vollkommen organisirten Empörung zu stehen, die jeden Tag zum Ausbruch bereit sei, und nur noch warte auf die Unterstützung an Geld und Soldaten, welche der König von Frankreich ihm zugesagt, und die er (Longueval) persönlich und mündlich beauftragt gewesen, in der dringendsten Weise von dem König zu erflehen. Longueval sagte ferner aus, daß der Fürst Rákóczy das erste Haupt der ganzen Verschwörung gewesen, daß auf seiner Burg Sáros regelmäßige Konferenzen der Verschwornen stattgefunden, und er bezeichnete eine ganze Reihe angesehener, der Regierung schon lange verdächtiger Magnaten als Theilnehmer der Konferenzen.

Der Fürst erklärte alle diese letzteren Angaben für unwahr. Indem er sein bleiches, schmerzzuckendes Antlitz dem verrätherischen Freunde zuwandte, sagte er ihm mit sanfter Stimme, daß er ihm seine Undankbarkeit und seinen Verrath verzeihen wolle, daß er aber bei dem Heil seiner Seele ihn beschwöre, seine Seele mit keinem Meineid zu belasten, indem er Dinge beschwören wollte, die von mehr denn hundert Edelleuten als falsch erwiesen werden könnten, da alle diese, die er als Theilnehmer der behaupteten Kon-

ferenzen angegeben, würden beweisen können, daß sie niemals in Sáros gewesen, und dem Fürsten ganz fern ständen.

Longueval blieb bei seiner Behauptung und Anklage, und auf Grund dieser allein ward der Fürst in seinem trüben Gefängniß festgehalten, wurden seine Freunde, aber auch ihm ganz fremde Magyaren, die Longueval angegeben, verhaftet und als Hochverräther angeklagt.

Es war ein beklagenswerthes, unglückseliges Treibjagen auf edles Menschenwild, und Longueval allein war der Jäger, der die Netze ausgestellt, in denen man es fing.

Vergebens war es, daß die edelsten und dem König in erprobter Treue anhängenden Ungarn sich für die Unschuld der Angeklagten verbürgten, vergebens, daß sämmtliche Angeklagte läugneten, einer schon organisirten Verschwörung anzugehören, daß Viele von ihnen beweisen konnten, gar nicht mit Rákóczy bekannt zu sein — das österreichische Kabinet fuhr unbeirrt in seinen Anklagen und Verhören fort. Es wollte ein für allemal mit den revoltirenden Ungarn ein Ende machen, es wollte des gefährlichen Agitatorennamens Rákóczy ein für allemal los und ledig werden. Es nahm daher Pläne für Thatsachen, das Murren und

die Klagen der Verzweiflung für den Schlachtenruf der Revolution, und war fest entschlossen, den Fürsten Franz Rákóczy für alle Zeiten unschädlich zu machen.

Freilich erhoben für den deutschen Reichsfürsten sich die Stimmen anderer deutscher Fürsten, forderten die Kurfürsten von Hannover, Mainz und Preußen von dem Wiener Kabinet entweder die Freilassung, oder die öffentliche gesetzmäßige Anklage des deutschen Reichsfürsten Rákóczy. Freilich versuchte der Landgraf von Hessen durch persönliche Verwendung bei dem Kaiser seinen Schwiegersohn zu befreien, bot sein Schwager, der General Aspermont, allen seinen Einfluß auf, — alle Mittel scheiterten an dem starren, unabänderlichen Entschluß des österreichischen Kabinets, sich des lästigen Fürsten zu entledigen, und mit ihm den ungarischen Unzufriedenen die Fahne zu entwinden, welche sie ihren Aufständen als Schiboleth voraustragen könnten.

Aber was die Verwendungen der Fürsten, was der Einfluß des Schwiegervaters und des Schwagers vergeblich erstrebt, das sollte die Liebe und Treue seiner Gemahlin erreichen, und wo Alle verzagten und muthlos abstanden von dem schwierigen Unternehmen, da blieb sie allein unverzagt, muthvoll und standhaft in freudiger Treue.

Man hatte sie, sobald sie genesen, mit ihren beiden Kindern nach Wien geführt, und in dasselbe Ursulinerkloster gebracht, in welchem Juliana so lange geschmachtet. Indeß auf die Verwendung ihres Vaters hatte sie dasselbe verlassen dürfen, um mit ihren beiden Kindern zu ihrem Vater nach Hessen zu gehen, wohin der Landgraf sie selber von Wien abholte.

Charlotte Amalie hatte also mit ihrem Vater Wien verlassen, aber schon am zweiten Morgen der Reise, als der Landgraf in dem Nachtquartier, welches sie genommen, sich von seinem Lager erhob, und die Fortsetzung der Reise befahl, meldete man ihm, daß die Fürstin in der Nacht schon ganz allein, ohne irgend eine Begleitung abgereist sei. Die Kammerfrau der Fürstin, welche der bestürzte Landgraf sofort rufen ließ, berichtete, daß die Fürstin sie mitten in der Nacht geweckt und ihr befohlen habe, den Wagen, in welchem die Dienerschaft der Fürstin hiehergekommen, sofort anspannen zu lassen, daß sie dann weinend und leise schluchzend sich über die Betten der beiden Kinder geneigt und sie zärtlich geküßt habe. Darauf hatte sie der Kammerfrau einen Brief gegeben, den sie dieselbe beauftragte am andern Morgen dem Landgrafen zu überreichen, und dann hatte sie ihren Reisemantel übergeworfen und leise das Zimmer verlassen.

— Aber auch der Brief, welchen der Landgraf jetzt von ihr erhielt, gab keinen weiteren Aufschluß darüber, wohin die Fürstin sich gewendet. Sie bat in demselben in den rührendsten Ausdrücken ihren Vater, sich ihrer Kinder anzunehmen, beschwor ihn, ihr nicht zu zürnen, und versprach, sobald sie die heiligen Pflichten, welche sie von ihm riefen, erfüllt hätte, zu ihm zurückzukehren.

Der Landgraf ahnte wohl, wohin die entschlossene muthvolle Fürstin sich gewendet, aber er hütete sich wohl, ihr nachzuspüren, oder irgend einen Eklat zu machen. Er befahl der treuen Kammerfrau das strengste Stillschweigen, erklärte seiner übrigen Begleitung, daß die Fürstin in dieser Nacht auf besondern Befehl des Kaisers sich wieder nach Wien zurückbegeben habe, und setzte mit den beiden Kindern seiner Tochter und seinem Gefolge die Heimreise weiter fort.

Charlotte Amalie indessen hatte das Glück, unbemerkt und unerkannt nach Neustadt zu gelangen, und dort forschte sie mit regem Eifer sogleich nach den geeigneten Mitteln, um ihren Gemahl zu sehen und ihn zu befreien. Glücklicherweise hatte sie einen Talisman mit sich genommen, der wohl geeignet war, ihr die Herzen der Menschen und die Thüren der Gefängnisse zu öffnen, — dieser Talisman war das Geld!

Fürst Rákóczy ward bewacht von einem Dragoner-

pikett, an dessen Spitze sich ein Hauptmann Lehmann, ein Preuße von Geburt, befand. Er war arm, er sehnte sich überdies zurück in seine Heimat, und das liebenswürdige, freundliche und herzliche Betragen des fürstlichen Gefangenen hatte sein Herz gewonnen. Er ließ sich von den Bitten, dem Gelde der Fürstin bestechen, und führte zum höchsten Entzücken des Fürsten eines Tages die Fürstin heimlich in sein Gefängniß.

Aber es war ihr nicht genug, den Geliebten zu sehen, ihn täglich sogar zu sprechen, sie wollte ihn auch befreien, ihn erlösen aus der Kerkerhaft, und auch dazu ward Hauptmann Lehmann, Dank den goldenen Versprechungen der Fürstin, endlich gewonnen. Die Fürstin gab ihm eine Verschreibung über dreißigtausend Gulden, welche sie, sobald der Fürst aus seinem Gefängniß befreit und in Sicherheit sei, sofort einzulösen versprach. Lehmann übernahm dafür das schwierige Werk der Befreiung, und schon nach einigen Tagen konnte er dem fürstlichen Paar seinen ganzen Plan mittheilen und ihnen melden, daß Alles zur Ausführung bereit sei.

Gemäß diesem Plan mußte indessen auch ein jüngerer Bruder des Hauptmanns Lehmann, der ebenfalls im österreichischen Militärdienst in Neustadt stand, mit in das Geheimniß hineingezogen werden. Dieser

Bruder pflegte jeden Tag den Hauptmann Lehmann zu besuchen, und zwar in Begleitung eines gemeinen Dragoners, der ihm als Bedienter angehörte. Auf diese Besuche seines Bruders war der ganze Plan des Hauptmanns Lehmann gestützt. Als der Diener seines Bruders sollte der Fürst das Gefängniß verlassen, und der Fürstin blieb dann nur übrig, auf der Straße Pferde bereit zu halten, um die Flucht des Fürsten weiter fortzuführen.

An einem dunkeln, regnerischen Abend, am ersten November 1701, ward zur Ausführung des Plans geschritten. Schon am Morgen hatten die beiden Gatten sich einander ein letztes, zärtliches Lebewohl gesagt, jetzt blieb Amalien nichts mehr zu thun übrig, als zu Gott zu beten, daß er ihr Bemühen segne, daß er ihrem Gemahl seine Freiheit wiedergebe!

Endlich jetzt nach einem Tage voll Qual und Herzklopfen war der Abend gekommen, senkte die Nacht sich hernieder. Die verabredete Stunde war da und Jeder ging an seinen Theil der Ausführung. Der Bruder des Hauptmanns Lehmann kam, wie alle Tage, seinem Bruder seinen Besuch zu machen, — aber er kam allein, ohne seinem Dragonerburschen.

Statt dessen trug Hauptmann Lehmann ein Bündel Kleider in die Zelle des gefangenen Fürsten, — die

Uniform des Dragonerburschen. Während der Fürst sich mit derselben bekleidete, durchfeilten die beiden Brüder Lehmann die Eisengitter des Fensters und befestigten an demselben eine nach außen hinuntergehende Strickleiter, um die Verfolger glauben zu machen, daß dies der Weg der Flucht gewesen.

Nun war Alles vollendet — und von seinem Dragonerburschen begleitet verließ der Lieutenant Lehmann das Gefängnißhaus. Niemand hielt ihn auf, Niemand beargwöhnte ihn, alle Wachposten ließen sie unangefochten vorübergehen, und so gelangten sie Beide unangefochten in die Vorstadt.

Schon schlug die Uhr die verabredete Stunde, — die Fürstin sprang von ihren Knieen empor und stürzte zum Fenster hin. Ihre kleine bescheidene Wohnung lag in der Vorstadt, und unter ihrem Fenster hielt der vertraute Freund Berzeviczy mit dem schnellen Renner, den Amalie für den Gemahl gekauft hatte. Athemlos lehnte sie sich hinaus aus dem Fenster. Der Sturm heulte und pfiff durch die Straßen und peitschte den kalten Novemberregen in ihr Gesicht, sie beachtete es nicht, sie lehnte sich hinaus und horchte.

Jetzt vernahm man in der Ferne das Geräusch eiliger Schritte, — sie kamen näher und näher, — jetzt sah man eine dunkle Gestalt daherschlüpfen. „Bist du

es?" riefen die Prinzessin und der Graf Berzeviczy zu gleicher Zeit.

Eine athemlose Stimme keuchte: „Ja, ich bin es!"

Aber Beide hatten sie diese geliebte Stimme erkannt. Ja, er war es, der Fürst Franz Rákóczy, — er war frei.

Er schwang sich auf das Pferd, dessen Zügel der Freund ihm darreichte, er rief zu dem Fenster empor: „Lebe wohl, Geliebte! Bete für mich!"

Dann das polternde Geräusch zweier dahinsprengender Rosse, und neben dem Fenster glitt Charlotte Amalie wieder nieder auf ihre Kniee, um mit bebenden Lippen und hochschlagendem Herzen zu beten um die weitere glückliche Rettung des Geliebten.

Und Gott erhörte ihr Gebet, Gott schützte die Flucht des Fürsten Rákóczy! Im unaufhaltsamen Galopp ritt er mit dem Freunde Raab zu, dort setzte er über die Donau, vermochte durch doppelte Bezahlung den Postmeister der Raaber Poststation ihm Postpferde und einen Wagen zu geben, und jagte ohne Ruh' und Rast weiter nach Ober-Ungarn, von wo er, da er sich auch dort nicht sicher hielt, sofort sich weiter begab nach Polen, wohin auch Graf Bercsényi sich gerettet hätte.

Franz Rákóczy war gerettet, — aber schwere Strafe

traf diejenigen, welche ihm zur Flucht waren behülflich gewesen, und gegen die der Zorn des österreichischen Kabinets unerbittlich war.

Niemand glaubte das Märchen von den durchgefeilten Eisengittern und der Strickleiter, denn wenn es dem Fürsten auch hätte gelingen können, auf diese Weise aus seiner Zelle hinaus zu gelangen, so wäre es doch unmöglich gewesen, unbemerkt von den Wachposten die Höfe des Gefängnisses, die Thore von Neustadt zu passiren. Er mußte also in dem Gefängnißgebäude selbst Unterstützung gefunden haben. Der Hauptmann Lehmann, als der unmittelbare Wächter des Fürsten, ward also verhaftet, und unter den Qualen der Folter bekannte er seine Schuld, und gab einige andere Offiziere als seine Helfer an; aber die grausamste Tortur vermochte ihn nicht, auch die Fürstin als seine Mitschuldige zu nennen.

Indessen hatte man dennoch die Anwesenheit der Fürstin in Neustadt entdeckt, und folgte ihrer Spur. Sie hatte in Raab sich noch einige Tage verborgen gehalten, dann hatte sie auf unscheinbarem Gefährt ihre Weiterreise angetreten. Aber man folgte ihr nach, auf österreichischem Gebiet ward sie verhaftet, nach Wien geführt, dort im Ursulinerkloster in strengen Gewahrsam gebracht, und der Aebtissin anbefohlen, sie mit Nie-

mand, wer es auch sei, jemals ein Gespräch führen zu lassen.*)

Hauptmann Lehmann aber ward zu schmachvollem und schmerzlichem Tode verurtheilt. Man hieb ihm erst den rechten Arm ab, dann ward ihm der Kopf vom Rumpf gehauen, der Leib geviertheilt, und die vier Körpertheile auf vier Galgen an der Straße vor Neustadt aufgestellt. — Aber seiner Familie zahlte die Fürstin die verschriebenen dreißigtausend Gulden pünktlich aus.

Der unglückliche Postmeister von Raab, welcher den Fürsten Rákóczy durchaus gar nicht kennend, und ganz ohne Ahnung davon, daß derselbe seinem Gefängniß entflohen sei, ihm die Postpferde zur Weiterreise gegeben, mußte mit lebenslänglicher Kerkerhaft büßen, eben so der Briefträger des Fürsten, der es gewagt, einen Brief des Fürsten zur Besorgung an den Kaiser zu übernehmen.

Der größte Zorn richtete sich außerdem natürlich gegen den Fürsten selber, welcher das Glück gehabt, sich der Strenge seiner Richter zu entziehen.

Die Nachricht von seiner Flucht war daher kaum

---

*) Histoire du Prince François Rákóczy, ou la guerre des Mécontentes sous son Commandement. pag. 31.

nach Wien gelangt, als das österreichische Kabinet auch schon überall ungeheure Anschlagzettel ankleben ließ, in denen es den Fürsten als einen Hochverräther proskribirte, demjenigen, der ihn der Staatsbehörde lebendig einbrächte, zehntausend Gulden, demjenigen, der nur seinen Kopf brächte, sechstausend Gulden zusicherte. *)

Außerdem ward der Prozeß, den man gegen den Fürsten anhängig gemacht, weiter fortgeführt, und man führte denselben in Abwesenheit des Angeklagten, und ohne daß man ihm einen Vertheidiger stellte, sehr rasch und mit vollkommener Sicherheit des gewünschten Ausganges zum Schluß. Das außerordentliche Tribunal, das dazu niedergesetzt worden, fällte das Urtheil, daß der Fürst Franz Rákóczy als überwiesener ertappter Hochverräther mit dem Tode durch das Henkerbeil und mit Konfiskation seiner Güter zu bestrafen sei, und Häscher und Späher wurden nach Polen entsendet, um wo möglich des verurtheilten Fürsten habhaft zu werden, und ihn dem Schaffott zu überliefern.

*) Histoire du Prince François Rákóczy. pag. 21.

X.

Alea jacta est!

Mit dieser Flucht des Fürsten beginnt das große Revolutionsdrama, als dessen erster Held und Märtyrer der Fürst Franz Rákóczy II. den Ungarn eine heilige und große Erinnerung ist. Seine Flucht aus dem Gefängniß zu Neustadt, seine Verurtheilung zum Tode und zum Verlust seiner Güter, das war das Signal zu diesem Kriege, der sieben Jahre lang Ungarn und die österreichischen Staaten verwüstete und Elend und Kummer über beide Länder brachte, zu diesem Kriege, der auf der einen Seite mit begeistertem Patriotismus, mit fanatischem Ungestüm, auf der andern Seite mit störrischer Erbitterung, mit planvollem Ingrimm geführt ward, und doch nur enden konnte wie jede Tragödie, mit dem Unterliegen des Helden unter das Schicksal, das in seinen unergründlichen Rathschlüssen andere Ziele verfolgte, als die freiheitdürstenden, vaterlandsbegeisterten Magyaren es hofften und erflehten.

Es kann nicht die Absicht dieses Werkes sein, diesen Krieg in allen seinen Einzelheiten und Schwankungen zu detailliren, jeden Sieg zu notiren, jede ein-

zelne Szene dieser großen blutigen Revolutions-Tragödie darzustellen. Die Aufgabe, die wir uns gestellt, war eine andere. Den Menschen, den Helden, den Märtyrer wollten wir darstellen, ein „Lebensbild" wollten wir entwerfen, und dabei hatten wir es weniger mit dem kämpfenden Krieger, als mit dem ringenden Menschen zu thun. Es schien uns wichtiger, die Motive der Handlungen darzustellen, als die Handlungen selber zu detailliren, und nicht was er im Einzelnen gethan, sondern was er im Großen und Ganzen erstrebt, darauf allein konnte es uns ankommen. Das zu schildern, konnte allein die Aufgabe dieser Blätter sein, und darnach allein haben wir geforscht in all den Werken der Geschichte, welche jene Zeit der ungarischen Kämpfe behandeln. Wir haben uns daher weitläufiger und ausführlicher mit der Darstellung der Geschichte Ungarns und der Rákóczyschen Familie vor dem Erscheinen und Wirken Franz Rákóczy's beschäftigt, weil dieses die beste Erläuterung für das ganze Wirken und Wollen des Fürsten selber war, und weil, wenn man diese Vergangenheit nicht ganz erfaßt und verstanden, man die Erscheinung und das Wesen Franz Rákóczy's selber nicht verstehen könnte. Es war das nothwendige feste und starke Fundament, auf welchem wir das Denkmal Franz Rákóczy's, dieses politischen

Märtyrers großer und heiliger Ideen, allein aufrichten konnten.

Wie gesagt, nicht was er gethan, sondern warum er es gethan, das zu schildern war die Aufgabe dieses Buches, — nicht ein Schlachtenbild, sondern ein Lebensbild wollten wir geben. Es wäre freilich sehr leicht gewesen, dieses Letztere mit dem Erstern zu ergänzen, und auch über die Zeit dieser Kämpfe in weitläufigen Details einzugehen, denn gerade dazu bedurfte es keiner ängstlichen Forschungen und keines mühsamen Nachspürens. Ein wichtiges und entscheidendes Dokument liegt der Welt in Bezug auf diese Zeit vor, — wir hätten nur nöthig gehabt, es zu übersetzen und hier einzuschalten.

Dieses Dokument, das sind die eigenen Memoiren des Fürsten Franz Rákóczy, von ihm selber niedergeschrieben, beginnend mit dem Anfang des Revolutionskrieges im Jahre 1703 und schließend mit dem Ende desselben 1710 *).

„Der ewigen Wahrheit" hat der Fürst diese Memoiren zugeeignet, in denen er genau und umständlich

---

*) Mémoires du Prince François Rákóczy. Sur la guerre de Hongrie depnis l'année 1703 jusqú'à sa fin. A la Haye 1739.

alle seine Kriegesthaten und die Motive, welche ihn zu seinen Handlungen geleitet, dargestellt hat.

„Ich scheue mich nicht," sagt er im Beginn dieser Memoiren, „ich scheue mich nicht, freudig und wahrheitgemäß vor dir, o ewige Wahrheit, zu erklären, daß nur die Liebe zur Freiheit und das Verlangen, mein Vaterland vom fremden Joche zu erlösen, der Endzweck aller meiner Handlungen gewesen ist. Ich ward dazu nicht getrieben, weder durch die Begierde der Rache, noch durch den Ehrgeiz, eine Krone oder einen Fürstenstuhl zu erobern."

Die Details dieses Krieges, wie gesagt, möge Jeder, der sie wissen will, in den Memoiren des Fürsten selber nachlesen, wir haben es mit diesem Kriege nur im Großen und Ganzen zu thun, und nur diejenigen Momente werden wir flüchtig noch aus denselben hervorheben, welche sich an die Person des Fürsten Franz Rákóczy selber knüpfen, oder neue Schlaglichter auf seine edle Helden- und Märtyrergestalt werfen können.

Nach vielen Mühseligkeiten, unter mannigfachen Verkleidungen, oft Tage lang sich bergend in einsamen Hütten, oder in tiefen Wäldern, war Franz Rákóczy glücklich nach Polen geflüchtet; dort fand er ein Asyl bei der Fürstin Bely, einer geistreichen polnischen Patriotin, deren Gemahl in entfernter Verwandtschaft

zu Rákóczy stand; dort vereinigte sich mit ihm auch sein Freund Graf Bercsényi, und gemeinsam entwarfen sie jetzt ihre Pläne über das, was sie ferner beginnen und unternehmen wollten.

Zuerst wandte sich Rákóczy nach Warschau an den dortigen französischen Gesandten Marquis de Heren, um durch diesen die französische Regierung für seine Pläne zu gewinnen. Es schien in der That auch jetzt gerade ein günstiger Moment für Frankreich gekommen, um Oesterreich neue Schwierigkeiten zu bereiten, und dadurch seine Kraft zu brechen und zu lähmen. Das Haus Habsburg war im Begriff, einen letzten entscheidenden Kampf um seine großen Erbschaften in Italien und Spanien zu beginnen, und wenn es in demselben nicht unterliegen wollte, mußte es alle seine Kräfte zu demselben verwenden.

In Italien hatte dieser Kampf bereits begonnen, und in Spanien ward er nur augenblicklich noch zurückgehalten durch den Waffenstillstand, den Ludwig der Vierzehnte mit Oesterreich abgeschlossen.

Konnte man jetzt gerade in Ungarn eine Schilderhebung hervorrufen, so mußte Oesterreich entweder seine Kräfte zersplittern, indem es einen Theil seiner Truppen nach Ungarn entsandte — und das war, wie der Fürst hoffte, ein Grund für Frankreich, um die

Erhebung Ungarns zu unterstützen, — oder es wandte alle seine Kräfte auf die Erbfolgekriege in Spanien und Italien — und dann war die ungarische Schilderhebung des glücklichen Erfolges gewiß.

Das war es, was Franz Rákóczy dem Gesandten Frankreichs vorstellte, womit er den Beistand dieser, Oesterreich seit langer Zeit so feindlichen Macht zu erlangen strebte. Aber der Waffenstillstand band Frankreich für jetzt noch die Hände, und Rákóczy erhielt wohl Versicherungen und Beweise persönlichen Wohlwollens, aber für seine politischen und kriegerischen Anforderungen nur ausweichende Antworten.

Gramvoll, zu trauriger Unthätigkeit verdammt, seufzte der junge Fürst seine Tage dahin, als, nach fast zwei Jahren des Harrens, auf einmal seine düstere Einsamkeit, die klanglose Oede, die ihn umgab, von einem wunderbaren, herzerhebenden Liebesgruß aus der Heimat durchtönt ward. Das Volk, die Bauern Ungarns, waren es, die ihm, dem verbannten, zum Tode verurtheilten Fürsten diesen Liebesgruß darbrachten.

Unerschwingliche Steuern, harte Bedrückungen hatten das Volk von Ungarn endlich wieder aufgestachelt zu Thaten der Verzweiflung. Es hatte sich erhoben zu einem Verzweiflungskampf, und die Bauern

von Munkacs, die Unterthanen Rákóczy's waren es gewesen, welche zuerst das Signal zur Erhebung gegeben.

Sie waren es auch jetzt, welche ihre Abgesandten nach Polen schickten, um dort den geliebten Fürsten zu suchen, ihm ihre Noth zu klagen, und ihn zu beschwören, daß er sich an ihre Spitze stellen, ihr Führer sein wolle in dem heiligen Kampfe für Ungarns Freiheiten und Rechte. Sie schilderten in so rührenden, einfachen Worten ihm ihre Leiden, ihren Jammer, die Hoffnungen, die sie auf ihn gerichtet, daß Rákóczy sich dadurch im Innersten seiner Seele bewegt und beglückt fühlte.

Aber sein aristokratischer Sinn schreckte doch davor zurück, nur als der Anführer der Bauern, der Kriegsherr roher und undisziplinirter Haufen nach Ungarn zurückzukehren. Er war es sich wohl bewußt, daß diese ungeregelten, nicht an strenge Kriegszucht gewöhnten Massen bei dem ersten heftigen Anprallen der kriegsgeübten österreichischen Regimenter auseinander stäuben und verwehen würden. Er fühlte daher die Nothwendigkeit, ihren Massen geregelte Truppen an die Seite zu stellen, sie selber zu üben in der Disziplin. Indem er daher den Bauern seine Unterstützung zusicherte, und ihnen versprach, an ihre Spitze treten, mit ihnen kämpfen zu wollen für die Freiheit des Vater=

landes, beschwor er sie zugleich auszuharren in Ruhe und Geduld, bis die Zeit gekommen, alle Vorbereitungen beendet seien. Zum Zeichen indeß, daß er der Freund und Führer der Aufständischen sein wolle, schickte er ihnen durch ihre Boten einen offenen Brief, indem er ihnen verhieß, daß er bald mit einer Armee zu ihrer Unterstützung herbeieilen und sich an ihre Spitze stellen werde, sandte er ihnen einige Fahnen mit der Inschrift: „Für Gott, Freiheit und Vaterland!"

Diese Fahnen, das waren die ersten Sturmvögel, welche Rákóczy's Nahen verkündeten, diese Worte: „Für Gott, Freiheit und Vaterland!" die ersten Posaunenstöße des hereinbrechenden Gerichts.

„Für Gott, Freiheit und Vaterland!" das war und blieb in dem achtjährigen Kampfe der Wahlspruch Rákóczy's und seiner Krieger. P. D. P. L. (Pro deo, patria et liberta) stand auf den Säbeltaschen der Soldaten, pro deo, patria et liberta flammte in goldenen Lettern von den Fahnen, pro deo, patria et liberta war der jauchzende Ruf, mit dem sie in die Schlacht zogen, pro deo, patria et liberta war der Todesseufzer derer, die mit ihrem Blut und Leben das kühne Streben Ungarns bezahlten.

Während Rákóczy durch seinen Freund und Gesinnungsgenossen, den Grafen Bercsényi, diesen Brief

und diese Fahnen nach Ungarn entsandte, eilte er selbst zu einigen ihm befreundeten polnischen Großen, um von ihnen Unterstützung an Geld und Leuten zu erhalten, hatte er lange Besprechungen mit dem französischen Gesandten. Aber dieser zögerte und wich aus, er mochte nicht glauben an die Siegeshoffnungen des Fürsten Rákóczy, er verzweifelte an einem glücklichen Erfolg seines kühnen Unternehmens. Er gab viele Versprechungen, aber kein Geld, keine Soldaten. Und das war es, was Rákóczy doch allein bedurfte.

Endlich, gedrängt von neuen Boten aus Ungarn, des langen Wartens und Zögerns müde, faßte Rákóczy einen entscheidenden Entschluß. Für die Verpfändung eines Theils seiner Güter hatte er von einigen polnischen Großen ziemlich bedeutende Geldsummen erhalten, und die Zusicherung, ihm siebentausend Reiter senden zu wollen.

Rákóczy fühlte, daß sein längeres Zaudern gefährlich werden, daß es die Aufständischen zu einer That der Verzweiflung treiben möchte, daß sie, um ihn zu überzeugen, wie ernst und unwiderruflich ihr Entschluß zum Kampf, vielleicht zu früh, und noch bevor er bei ihnen sei, den Angriff unternehmen möchten. Dies wollte er verhüten, und darum wollte er zu ihnen hineilen.

Nur begleitet von einigen polnischen Soldaten, in dürftigem, ärmlichem Gefolge, brach er im Mai des Jahres 1703 von Polen auf, und wandte sich nach Ungarn hin. Dicht an der Grenze lagerte ein Theil des kleinen Bauernheeres, zu ihm eilte Rákóczy hin, dies mußte er vor allen Dingen prüfen, um zu sehen, was er zu befürchten habe.

Mit lautem Jubel, mit jauchzendem Entzücken ward er von den Bauern empfangen, mit schmetternden Fanfaren und Freudenschüssen begrüßten sie ihn als den Retter, den Erlöser, und jubelten, daß sie jetzt ihres Sieges und ihres Glückes gewiß seien.

Rákóczy's Herz aber ward schwer und trauervoll, und düstere Ahnungen erfaßten seine Seele und verließen ihn fortan niemals mehr, auch nicht in den kommenden Tagen des Glückes, — die Ahnungen des Unterliegens, des Mißlingens.

Statt der Soldaten sah er sich umgeben von rohen, undisziplinirten Haufen, statt der Kriegswaffen bestand ihre Wehr zum größten Theil aus Sensen, Knitteln, Dreschflegeln und höchstens aus alten Säbeln. Es fehlte ihnen an dem Allernothwendigsten, sie hatten nichts als ihre Begeisterung, ihren Durst nach Freiheit und Erlösung.

Aber die Begeisterung für Rákóczy und für den

beginnenden Kampf äußerte sich für den Fürsten in wahrhaft rührender und bewältigender Weise, und nicht blos der Kriegshaufen der Männer, sondern das ganze Volk der Umgegend brachte Rákóczy solche Huldigung der Liebe dar.

„Man kann sich keinen Begriff davon machen,“ sagt der Fürst in seinen Memoiren selber, „mit welcher Zuvorkommenheit und Freude das Volk, sobald es von meiner Ankunft gehört hatte, von allen Seiten herbeieilte, um mich zu begrüßen. In ganzen Haufen kamen sie daher, und brachten Brot, Fleisch und andere Lebensmittel mit. Die Männer führten ihre Frauen und Kinder mit sich, und sobald sie mich nur von Weitem erblickten, fielen sie auf ihre Kniee nieder und bekreuzten sich nach Art der Russen. Sie vergossen Ströme von Freudenthränen, die auch mich zu Thränen rührten. Ihrem Eifer und ihrer Liebe war es nicht genug, daß sie nach ihren besten Kräften uns mit Lebensmitteln unterstützten, sondern die Männer schickten ihre Frauen und Kinder heim, und zogen es vor, bei mir zu bleiben, und sich in die Miliz einreihen zu lassen; aus Mangel an Gewehren bewaffneten sie sich mit Säbeln, Mistgabeln und Sensen, und schwuren, daß sie mit mir leben und sterben wollten.“ *)

*) Rákóczy: Mémoires etc. pag. 4.

Aber bald sollten diese freudigen Eindrücke von traurigen Nachrichten getrübt werden. Einige Flüchtige und Versprengte kamen in das Bauernlager und meldeten, daß der andere größere Theil des Heeres bei Dohla von den Kaiserlichen angegriffen, vollständig besiegt, seiner Fahnen beraubt und in die Flucht gejagt sei.

Es war ein harter Schlag für den Fürsten, aber er kam ihm nicht unerwartet, und er mußte überwunden werden. Er hatte seine Seele gestählt gegen alles Ungemach und Unglück, und da er das schwierige und gefahrvolle Werk einmal begonnen, mußte er es auch muthvoll jetzt weiter fortführen.

Begleitet von seinen Kriegeshaufen rückte er weiter vor bis dicht an Munkacs, dessen Festung von deutschen Truppen besetzt war; mit jedem Schritt vorwärts schwoll die Masse seiner Streiter höher an, vermehrte sich die Zahl seiner Krieger, die, sobald die Kunde von Rákóczy's Ankunft zu ihnen gelangt war, freudig herbeieilten, um sich unter seine Fahnen zu reihen.

Freilich aber sollte Rákóczy gleich in den ersten Tagen selber die traurige Erfahrung machen, wie wenig kriegsgeübt und disziplinirt seine Schaaren waren, und wie wenig ihre Begeisterung und Liebe für ihn den Mangel kriegerischer Zucht zu ersetzen vermochten.

Auf die Nachricht von der Ankunft des Fürsten hatte sich ein deutsches Kürassierregiment auf den Marsch gemacht und rückte den Aufständischen entgegen. Unvermuthet, und ehe es Rákóczy ahnen konnte, trafen seine Bauernhaufen mit diesem Regiment zusammen, und wurden von demselben in die Flucht geschlagen.

Der Fürst selber sah sich genöthigt in die Berge zu flüchten, um mit seinen Getreuen auf unwirthbaren Wegen, wo möglich, sich nach Polen zu retten. Voll düsterer, verzweiflungsvoller Trauer zog er dahin, aber das Schicksal hatte dem Enttäuschten, Hoffnungslosen doch den erquickenden Trost aufbehalten.

Dieser Trost, das war die Liebe des Volkes, die Trauer und die Thränen, die es seinem Unglück zollte.

Von einigen zerstreuten Flüchtlingen hatte das Landvolk schnell genug die Kunde von der Niederlage erfahren, und da Niemand wußte, wohin Rákóczy sich gewendet, verbreitete sich bald das Gerücht, daß er in dem Gefecht umringt und getödtet worden sei.

Nun schollen die Berge und Thäler wider von lautem Klagegeschrei, und während Rákóczy lautlos und still mit den Seinen durch die Berge dahinzog, drangen die Klagegesänge, das Wehgeschrei des armen Volkes, das um ihn jammerte und litt, an sein Ohr,

und rührten ihn selber zu Thränen.*) Trauer und Wehklagen waren allgemein, die tiefste Niedergeschlagenheit malte sich auf allen Gesichtern. Die Mutter umarmte in Thränen ausbrechend ihre Kinder mit dem Zuruf: „Rákóczy ist todt, Ihr habt keinen Vater mehr! Glücklich sind Diejenigen, welche bereits am Rande des Grabes stehen, und nicht mehr das Unheil mitansehen werden, das nach diesem Schlage wieder über das Land hereinbrechen wird!" — Als die ersten Soldaten Rákóczy's dann ihnen nahten, rannte Alles auf sie zu mit der einstimmigen Frage: „Ist es wahr, daß wir unsern Befreier verloren?" Und welch' ein Jubel, welch' ein maßloses Entzücken dann, als sie erfuhren, daß Rákóczy nicht allein lebe, daß er eben mitten unter ihnen sei!

Sie ließen sich ihn zeigen, sie stürzten auf ihn zu, sie umschlangen mit Ausrufungen einer begeisterten, fast wahnsinnigen Freude seine Knie, und ihre Freudenthränen benetzten seine Hände, die sie mit Küssen bedeckten. Herrlicher, glorreicher und köstlicher in der That war dieser Moment für Rákóczy, als wenn er sieggekrönt, mit Beute beladen aus dem Kampfe daherkommend, den Jubel seines Volkes empfangen hätte.

*) Rákóczy: Mémoires pag. 18.

Und bald sollte noch ein köstlicherer Moment ihn entschädigen für die schmerzvolle Niederlage. Nahe schon der polnischen Grenze ward er eingeholt worden von Bauernschaaren, die von allen Seiten herbeiströmten, um Rákóczy und dem Vaterlande zu dienen. Die Kunde von der Niederlage bei Munkacs hatte sie nicht geschreckt, vielmehr ihren Eifer nur höher angefacht, und nur rascher waren sie dem retirirenden Fürsten nachgeeilt, um ihn aufzuhalten, um ihm ihr Leben, ihre Kraft, ihr Hob und Gut anzubieten. Es waren unter ihnen viele Hunderte herrliche kräftige Kriegergestalten, viele Hunderte jener starken muskelkräftigen Reiter auf den schönen Rossen, die nur die Pußten der Theiß erzeugen, und mit jeder Stunde vermehrte sich die Schaar dieser Reiter und Kämpfer, und nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden zählte die bewaffnete und berittene Mannschaft.

Zugleich langte aus Polen neue Freudenkunde bei dem Fürsten an. Graf Bercsényi, der bis jetzt dort geblieben und für den Freund geworben, stieß jetzt zu dem Fürsten mit sechs wohlausgerüsteten Dragonerkompagnien, welche die polnischen Freunde ihm sandten, mit ansehnlichen und bedeutenden Geldmitteln, welche der französische Gesandte endlich auf Bercsényi's unaufhörliches Drängen ihm ausgezahlt hatte.

Nun belebte neue Hoffnung, neuer Muth die Seele des Fürsten. Das Schicksal selber schien ihm die Fortsetzung des Kampfes zu gebieten, und er unterwarf sich freudig diesem Gebot. Das Volk von Ungarn streckte ihm seine Hände entgegen, es rief ihn zu sich mit aller Sehnsucht der Liebe! Er konnte sich diesem Ruf nicht mehr verschließen, — wie Ulrich von Hutten rief auch Franz Rákóczy freudig aus: „Alea jacta est! Der Würfel ist gefallen! Komme nun, was da kommen mag!"

XI.

Das Manifest Rákóczy's.

Ja, der Würfel war gefallen! Rákóczy konnte nicht mehr zurück und er wollte es auch nicht! Vorwärts drängten seine kampfeslustigen, rachedürstenden Krieger, vorwärts drängte sein eigenes Herz!

So brach er denn auf mit seinen Schaaren, um zuerst von den deutschen Truppen, die dort aufgestellt waren, sich den Uebergang über die Theiß und damit den Einmarsch in das eigentliche innere Ungarn zu erzwingen. Der begeisterten Kampfesbegierde der Seinen

vermochte der Feind nicht zu widerstehen, er ward besiegt, in die Flucht geschlagen, von den wüthenden Siegern in die Theiß oder in die nahen Sümpfe und Moräste gejagt.

Und unter dem Zujauchzen des Volkes zog der Fürst Franz Rákóczy mit seinen siegreichen Schaaren jetzt über die Theiß.

Nun war er in Ungarn, und er kam mit einem Siege! Ueberall ward er mit glühender Freude, mit lautem Jubel empfangen als der Befreier, der Erretter, und von allen Seiten eilten die ungarischen Männer herbei, um Theil zu nehmen an den Kämpfen für das Vaterland.

Damit aber das Volk, damit ganz Europa wisse, um was es sich handle, weshalb der Fürst und mit ihm die Ungarn zu den Waffen gegriffen, erließ Rákóczy jetzt ein Manifest: „An alle Fürsten und Reiche der Christenheit, wie an alle andern Staaten und Stände jeden Grades, Ranges und Ansehens, jeder Geltung, Macht und Würde."

Dieses Manifest, mit welchem Franz Rákóczy die Fürsten und Völker Europa's begrüßt, schildert in machtvoller, begeisterter Sprache die Leiden und die Bedrückung Ungarns, die Machtstellung und Gewalt, die Oesterreich gegenüber dem Königreich sich angemaßt.

„Die alten Wunden," so beginnt das Manifest, „die alten Wunden der edlen ungarischen Nation brachen wieder auf, und nach so vielen fruchtlos angewendeten Heilmitteln heischt die bisher nur schlecht geheilte, jetzt neuerdings geöffnete Narbe der verletzten ungarischen Landesfreiheit die Anwendung des Eisens, weil unter der unseligen Herrschaft des österreichischen Hauses allmälig die vornehmsten Glieder derart angegriffen wurden, daß das Verderben der gesundesten Theile zu fürchten ist.

„Ueberrascht und staunenvoll betrachtet man die neuen Unruhen, welche dieses Königreich durchtoben; und während die Welt sich darob verwundert, daß diese Nation, welche Jahrhunderte hindurch der schönsten Blüthe unveränderlichen Ruhmes und einer süßen Ruhe genossen, heute in die traurigsten Wirren verwickelt sei, so gibt es deren Viele, welche mit den Verhältnissen dieses Reiches wenig bekannt, und von den gewöhnlichen falschen Ansichten irregeführt, die ungarische Nation der Untreue gegen ihren Regenten oder eines eigenthümlichen Hanges zur Erregung von Unruhen und Wirren beschuldigen. — Gönnet darum williges Gehör unserm gerechten Schmerz und unsern gegründeten Klagen. Wir wollen Euch mit den wahren Gründen unserer Schilderhebung bekannt machen; und

dann möget Ihr selbst, bisher von grundlosen Ansichten oder von Privatleidenschaften irre geleitet, geraden Sinnes als billige Richter über unsere Sache urtheilen.

„Jahrhunderte sind bereits vergangen, seitdem die Oesterreicher von ehrgeiziger Herrschsucht gestachelt und von der, durch künstliche Mittel gewonnenen unbeständigen Gunst der Landesgroßen unterstützt, alle Majestätsrechte an sich gerissen. Und nicht nur die vaterländischen Geschichtsannalen der Vergangenheit, sondern auch das gegenwärtige Jahrhundert bezeugt es, welche gefährliche Fallen die Oesterreicher jener kostbaren, von den Vätern auf uns vererbten Landesfreiheit gelegt. Alle Welt kennt die Ursachen, welche einst die edle Familie der Bátóry's zur Schilderhebung gegen diese Dynastie veranlaßten, welchen Grund Bethlen Gábor hatte, das unterdrückte Vaterland zu rächen, aus welcher Veranlassung Bócskay die Waffen ergriff, und welche Motive gleichfalls unsere Vorfahren, die Rákóczy's, und später Tököly geleitet haben."

Nun beginnt das Manifest die einzelnen Klagepunkte näher anzugeben und nachzuweisen, wie stets der rechtswidrige Umsturz der vaterländischen Gesetze der Grund aller Aufstände der Ungarn gewesen. Es wird den Oesterreichern vorgeworfen, daß sie vom Beginn der

Herrschaft an immer nur darauf bedacht gewesen, ihre Herrschaft und ihre Macht zu erhöhen und zu stärken, und die Freiheiten und Rechte des ungarischen Volkes zu beschränken und zu schwächen. Wie sie einzelne große Familien vertilgt hätten, um deren große Güter und Liegenschaften an sich zu reißen, wie sie durch Schrecken und Gewaltmittel die Großen zum Schweigen gebracht, oder sich ihre Zustimmung zu den Umänderungen der wichtigsten Gesetze erzwungen hätten, wie sie sogar durch Schreckmittel aller Art es dahin gebracht hätten, daß nicht allein die freie Königswahl abgeschafft, und in eine erbliche Regierung umgewandelt worden, sondern wie sie zugleich jenes wichtige Gesetz des großen Andreas II. abgeschafft, welches dem gesetzverletzenden König gegenüber zum offenen Widerstande berechtigte, und welches bis dahin die Hauptstütze der Freiheiten und Privilegien aller Stände und Klassen gewesen.

Dann wird geklagt darüber, daß die kriegerischen Ungarn in ihrem eigenen Lande aller militärischen Würden beraubt, und diese dem Landesgesetz zum Hohn mit Fremden besetzt würden; dasselbe, klagt das Manifest, fände in der Civilverwaltung statt. Fremde herrschten überall im ganzen Lande, und lenkten nach ihrer Willkür und ihrem Ermessen die Landesgesetze. Die rechtmäßigen eingebornen Eigenthümer großer

Herrschaften würden unter nichtigen Vorwänden ihrer Güter beraubt, die man Deutschen zuerkenne, oder sie würden gewaltsam zum Austausch ihrer Güter mit großem Schaden genöthigt. Außerdem habe man das sehr alte ungarische Gesetz, nach welchem dem Volk die Macht zustehe, über die ungarischen Finanzangelegenheiten zu entscheiden, willkürlich abgeschafft und bedrücke das Volk mit unerschwinglichen Abgaben und Steuern, als deren unnatürlichste die Besteuerung des Landesproduktes, des Salzes, erscheine, welches so hoch versteuert werden müsse, daß der tiefverarmte Landbewohner gezwungen sei, sein Brot ungesalzen zu essen.

„Wir sprachen," heißt es weiter, „mit tiefster Trauer von den Leiden des armen Landvolkes, das von allen Mitteln zur Entrichtung der unerschwinglichen Abgaben entblößt, zu den verzweifeltsten Mitteln greift, indem — was früher nie vorgekommen — Dieser durch Selbstmord seinen Leiden ein Ende macht, Jener, es zu lindern, sich in türkische Sklaverei begibt, und um sich vor den militärischen Exekutionen zu retten, der Eine sein Weib, der Andere sein Kind dem Türken verkauft, um mit dem Blutlohn die Geldgier seiner Bedrücker zu stillen. O! welch' harte, einer ehemals freien Nation geradezu unerträgliche Sklaverei! Das unglückliche Landvolk sagt es noch heute laut,

daß unter der Herrschaft des Halbmondes sein Loos ein viel glücklicheres gewesen; und es ist jüngst in einer öffentlichen Urkunde unwiderleglich nachgewiesen worden, daß von den Türken in fünfzig Jahren nicht so viel als von den Oesterreichern in fünfzig Wochen erpreßt worden."

Und nachdem das Manifest weiter noch in einzelnen Zügen und mit Anführung der verletzten und vernichteten Freiheiten und Gesetze das Elend Ungarns geschildert, geht es über zu Franz Rákóczy's persönlichen Klagen und Leiden.

„Abkömmling freier Fürsten, haben Wir im Lande ein zurückgezogenes Leben geführt, und oft mit thränenden Augen Unser armes, verfallendes Vaterland betrachtet, aber auf Unser schuldfreies Gewissen gestützt, nie auch nur im Entferntesten an die Möglichkeit einer Uns persönlich drohenden Gefahr gedacht, als plötzlich der Wiener Hofrath den Entschluß faßte, sich aller Reichsgroßen zu entledigen, und Wir in Folge dessen gegen den hergebrachten Usus und den Gesetzartikel 39 aus dem Jahre 1613, unverhört ergriffen, ohne alle Rücksicht auf Unsern Rang und Unsere Person verhaftet und in ein elendes Gefängniß geworfen wurden. —

„Uns schaudert noch jetzt bei der Erinnerung an

die vielen und argen Qualen, die man uns, trotz Unserer Unschuld, als deren Zeugen Wir den Himmel anrufen, und die Wir vor aller Welt erhärten können — unmenschlicher Weise erdulden ließ. — Man klagt Uns des Hochverrathes an, man stellt falsche Zeugen gegen Uns auf, man sucht Unsern Mitgefangenen falsche Geständnisse zu entlocken, man fälscht den Sinn Unserer Briefe, und setzt endlich mit Ausschluß des ordentlichen, ein außerordentliches Gericht ein, was durch Unsere Landesgesetze ausdrücklich verboten ist. — Nach einer so offenbaren Verletzung der Landesrechte, nach so unzweifelhaften Beweisen eines tiefen, vorurtheilsvollen Ingrimms, der uns das Aergste befürchten ließ, wäre uns kein anderes Mittel übrig geblieben, als der Selbstmord. Aber wie einst den Propheten Daniel aus den Rachen der hungrigen Löwen, befreite Uns die göttliche Vorsehung aus dem finstern Gefängniß, und führte Uns in den sichern Hafen der Freiheit. Man fällte dann gegen den Abwesenden eine ungerechte Sentenz, so reich an Fehlern und Unwahrheiten, daß der unparteiische und billige Richter, der sie mit einiger Aufmerksamkeit prüft, in ihr sogleich das Ergebniß eines ungerechten, nur von Leidenschaft, Haß und Bosheit geleiteten Willens erkennen wird.

„Am offenbarsten zeigt dies jene in der Sentenz

enthaltene Bemerkung, daß nach strengem Rechte eigentlich ein österreichischer Regent gar nicht verpflichtet wäre, eine ordentliche Prozedur gegen Uns einzuleiten. — Wie? Glaubt er sich über alle Gesetze erhaben? — Alle Unsere Reichsgesetze, sowie das Königsdiplom protestiren gegen solche Anmaßung! Die oben erwähnten Gesetze, die Artikel 41 von 1536, und 6 von 1687, wie der fünfte Artikel vom zweiten Theil des Tripartikum erklären ausdrücklich, daß der König kein Recht habe, die adeligen Landesbewohner anders als von den ordentlichen Landestribunalen richten zu lassen!

„Bedarf es endlich eines sprechenderen Beweises Unserer Unschuld, als daß Unsere Mitgefangenen, desselben Verbrechens wie Wir angeklagt, völlig freigesprochen und entlassen wurden; da doch die Vernunft selbst bezeugen muß, daß eine einzige Person unmöglich den kühnen Plan, eine Revolution hervorzurufen, allein fassen und dessen Ausführung unternehmen konnte!

„Die Gerechtigkeit schwindet, wo die Leidenschaft eines befangenen Geistes herrscht. Die großen Schiffe der österreichischen Regierung sind schon zu lange mit den vollen Segeln des Ehrgeizes vorwärts gesteuert; der Wirbel der gerechten Rache Gottes wird bald den Lauf eines Glückes hemmen, das sich von Unsern Lei-

den nährt. — Die göttliche Gnade will nicht, daß dieses freie Reich noch länger der tyrannischen Habgier der Oesterreicher preisgegeben sei, da sie durch ihre unendliche Güte, deren Andenken noch bei der spätesten Nachwelt fortleben wird, Uns die Freiheit wiedergegeben, Uns an die Spitze der gerechten Schilderhebung gestellt, und Uns durch die Unterstützung fremder christlicher Fürsten bereits in das Innere des Landes hat eindringen lassen. Die edlen Geister der Ungarn widerstreben von Natur dem Unrecht, und die freigebornen Bürger eines freien Reiches finden die Sklaverei viel unerträglicher als den Tod.

„So mögen denn die gerechten Waffen der ungarischen Nation vor den Augen der gesammten Christenheit gezogen werden! Und möge die Christenheit unbeirrten Sinnes die von Uns angeführten Thatsachen erwägen, und eine gegen alles Recht und alle Billigkeit in ihrer Freiheit verletzte Nation unterstützen und fördern. Was Uns betrifft, Wir können Denen keinen Glauben mehr schenken, welche so oft die heiligsten Diplome verletzt, und Wir weihen freudigen Herzens Unser Leben, Unser Vermögen und den letzten Tropfen Unseres Blutes der Befreiung des über Alles theuren Vaterlandes vom österreichischen Joche. Und Wir erklären öffentlich mit reinem Gewissen vor

Gott und der gesammten Christenheit, daß, indem Wir die Waffen ergreifen, Uns weder Herrschsucht, noch Ruhmgier, noch ein sonstiges Privat-Interesse leitet.

„Der Himmel, auf den Wir vertrauen, wird für Uns kämpfen. Er wird einer tiefbetrübten Nation die unvermeidlichen Fehltritte nicht zu hoch anrechnen, und sie, die den Nachen ihrer gerechten, zwischen so vielen Gefahren schaukelnden heiligen Sache dem Ozean der Zukunft anvertraut, unter dem Schirme seiner schützenden Vorsehung glücklich in den Hafen ihres alten Glückes gelangen lassen, und schließlich Unsere Siege mit bleibender Windstille und Ruhe krönen.

„Gegeben in Unserem Lager den 7. Juni 1703.“

XII.

König, Fürst und Führer der Konföderirten.

Dieses Manifest des Fürsten Franz Rákóczy ist gewissermaßen das Fundament, auf welchem die große Tragödie des langen und blutigen Krieges sich aufbaut, welcher die nächstfolgenden acht Jahre das un-

glückliche Ungarn zerfleischte, eines Krieges, der mehr als achtzigtausend Menschenleben gekostet, auf Dezennien hinaus den Wohlstand von Ungarn und Siebenbürgen untergraben, und doch weder der einen noch der andern Partei vollständigen Sieg und vollständige Erreichung ihrer Ziele gebracht hat.

Dieses Manifest enthält alle die Forderungen und Klagen, welche die Ungarn glaubten erheben zu müssen, es ist zugleich die Geschichte ihrer Leiden, und das Register ihrer Forderungen und Ansprüche.

Dieses Manifest war jetzt bei dem Uebergang über die Theiß die Posaune, welche das Nahen des Fürsten verkündete, welche alle ungarischen Herzen emporrief aus ihrer Ruhe oder Verzweiflung, welche mit schmetternder Stimme verkündete, daß die Zeit der Geduld abgelaufen, daß die Stunde des Kampfes und der Erhebung gekommen.

Dieses Manifest rief ganz Ungarn zum Kampf, zur Empörung, zum blutigen Kriege. Zuerst war es das Volk, welches freiheitglühend sich erhob, bald aber auch ward der Adel, welcher mißtrauisch zuerst dieser neuen Bauernerhebung zugeschaut, mit fortgerissen von der allgemeinen Begeisterung; bald öffneten die Schlösser, die Burgen, die Städte sich dem heranziehenden „Befreier des Vaterlandes" und seinen

Kriegerschaaren. Aus allen Ortschaften eilte die mannhafte Bevölkerung herbei, ihre Kräfte dem Dienste des Vaterlandes zu weihen. Die reichen Gutsbesitzer rüsteten ihre Unterthanen aus, stellten Pferde, Waffen und Fourage zur Disposition, die Städte brachten Unterstützung an Geld, an Lebensmitteln, errichteten Hospitäler, in denen die hochadelige Dame neben der Frau aus dem Volke mit freudigem Eifer der Pflege der verwundeten Vaterlandsvertheidiger sich hingab.

Es war eine heilige Begeisterung, welche das ganze Volk ergriff, von welcher Keiner, welcher sein Vaterland liebte, sich ausschließen mochte! Bei jedem Schritt vorwärts stieg Rákóczy's Macht, und die Begeisterung für ihn und für die Sache, welche er vertrat. Das Volk, durchdrungen von der Heiligkeit dieser Sache, gab ihr jetzt auch einen heiligen Namen; es nannte den Krieg Rákóczy's den „Kreuzzug Ungarns gegen Oesterreich,“ und diese Volkskrieger, welche, indem sie freudig und beherzt zum Schwert griffen, die Scheide weit von sich warfen, und schwuren, sich ganz dem heiligen Dienste des Vaterlandes zu weihen, sie nannten sich selbst die „Kreuzritter.“

Klein und unscheinbar hatte der Kreuzzug begonnen, aber schon nach wenigen Monaten war er eine Macht, welche den Feinden Schrecken erregte;

mit kaum dreihundert Streitern war Rákóczy im Juni in Ungarn eingezogen und nach drei Monaten konnte er schon gebieten über eine Heeresmacht von fünfzigtausend Mann.

Aber freilich diese Heeresmacht bestand nur aus undisziplinirten Haufen, aus zusammengelaufenen Massen, unter denen manche schlechte und widerstrebende Elemente sich befanden, und die zur Ordnung und zum Gehorsam zu gewöhnen eine schwierige, kaum lösbare Aufgabe erschien. Rákóczy hatte, trotz des Enthusiasmus, der ihm von allen Seiten entgegenkam, doch das volle Bewußtsein dieser Schwierigkeit, und oft genug, inmitten seiner Triumphe, überschlich ihn eine ahnungsvolle Traurigkeit, und flüsterte ihm zu, daß er unterliegen werde, nicht an der Stärke des Feindes, sondern an der Schwäche und Rathlosigkeit seiner eigenen Armee.

Vielleicht wollte das Schicksal ihn prüfen, vielleicht wollte es seine Kraft stählen, indem es ihm das volle Bewußtsein der freien, unbehinderten Wahl seines Lebensweges gab. Es bot ihm jetzt noch eine Gelegenheit, sich zurückzuziehen aus den wogenden Fluten der Revolution, sich vor denselben zu retten — auf einen Thron!

Eine Königskrone war es, welche Franz Rákóczy in diesen Tagen des beginnenden Kreuzzuges, im November des Jahres 1703 angeboten ward — die Königskrone von Polen!

Karl der Zwölfte, der „Alexander des Nordens" war auf seinem fabelhaften und abenteuerlichen Siegeslauf bis nach Warschau vorgeschritten und hatte dort den schwachen und russenfreundlichen König Friedrich August seines Thrones entsetzt. Einen Würdigern wollte er an dessen Stelle setzen, und als der Würdigste erschien ihm der junge Fürst Rákóczy, der mit so wunderbarer Kühnheit, mit so geringen, dürftigen Mitteln den Kampf gegen das Haus Habsburg begonnen, und dem schon jetzt ganz Ungarn in begeisterter Liebe angehörte. Dem Fürsten Franz Rákóczy ließ Karl der Zwölfte durch einen eigenen Abgesandten die Krone von Polen anbieten, und die polnischen Reichsgroßen, von diesem Anerbieten unterrichtet, beeilten sich Rákóczy dringend zu bitten, er möge die dargebotene Krone annehmen und als ihr König und Herr zu ihnen zurückkehren. Durch den Kardinal-Primas und den Großgeneral der Krone ließen die polnischen Großen ihre Wünsche an Rákóczy in einem

ebenso schmeichelhaften als rührenden Schreiben gelangen.

Der Thron von Polen! Das war das Ideal gewesen, dem die Ahnen Rákóczy's nachgestrebt, für das die beiden Georg Rákóczy, der Erste wie der Zweite, ihr Blut und Leben gewagt, und an dem sie untergegangen waren!

Ihrem Enkel ward jetzt freiwillig dargeboten, was das vergebliche Ziel ihres Daseins gewesen, und er, Franz Rákóczy, er hatte den Heldenmuth ihn auszuschlagen. Ihm schwebte ein größeres, ein heiligeres Ideal vor, die Befreiung und das Glück seines eigenen Vaterlandes!

„Ich habe," sagte er in seinem ablehnenden Antwortschreiben an den König von Schweden und den Kardinal-Primas von Polen, „ich habe die Bühne der Oeffentlichkeit betreten, um mein Vaterland von dem Drucke zu befreien, unter dem es schmachtet, aber nicht um eine Krone zu erwerben. Nicht für mich kämpfe ich, sondern für meine Mitbürger. Triumphire ich, so ist die Ehre, sie gerächt zu haben, mir hinreichende Belohnung. Wie groß und glänzend auch der Titel eines Königs von Polen sei: der eines Befreiers von Ungarn ist nicht weniger schön und erhaben. Was wäre dann das Loos der vielen braven

Soldaten, welche den Pflug verließen, blos in der Absicht, sich um meine Fahnen zu schaaren? Was würde aus den vielen edlen Landessöhnen, die sich meinen Gefahren beigesellt, ohne eine andere Absicht als diese: dem Staat seine Freiheit und seinen Glanz wiederzugeben? Darf ich sie der Rache des Hauses Oesterreich überlassen? Wenn sie sich den Haß desselben zugezogen haben, so war ich es, der sie dazu angeregt! Ich mag mich nicht ihren gerechten Vorwürfen, nicht denen von ganz Europa und der Nachwelt aussetzen! — Karl XII. ist groß genug, um meine abschlägige Antwort zu billigen, vielleicht sogar auf sie eifersüchtig zu sein! Er weiß die Kronen eben so verachten, als er sie zu erobern versteht; und wenn er sehr großen Werth auf sie legte, würde er sie nicht verschenken. — Er wird sich ohne Zweifel erinnern, daß sein Ahnherr mit dem meinigen eine unverletzliche Allianz schloß, in welcher er sich verpflichtete: meine Familie mit aller seiner Kraft zu unterstützen, wenn sie jemals seiner Hülfe bedürfen sollte. Jetzt ist der Augenblick gekommen, diese schönen Versprechungen einzulösen. Möge der edle König Ungarn rächen, wie er Polen gerächt hat! Möge sein Wohlwollen, statt mich allein mit seinen Gaben zu überhäufen, sich auf meine ganze Nation erstrecken,

und möge er dem Vergnügen, einen König zu machen, das größere und erhabenere Vergnügen vorziehen: Tausende glücklich und ein unterdrücktes Volk freizumachen!

Und freudigen Muthes, mit dem erhebenden Bewußtsein, seine persönliche Größe, sein persönliches Glück und seinen persönlichen Ehrgeiz auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer dargebracht zu haben, ging Franz Rákóczy jetzt weiter vorwärts auf dem eingeschlagenen Pfade, setzte er alle seine Kräfte daran, sein Ziel zu erreichen, dem Vaterlande seine Freiheit, seine Rechte wiederzugeben!

Es war ein leuchtendes Ziel, aber schwer und gefahrvoll die Wege zu demselben. Freilich wuchs seine Macht immer höher an, mehrten sich täglich die Schaaren seiner Streiter, aber mit ihnen mehrten sich auch die Gewaltthätigkeiten, die Ausschreitungen und Roheiten, und diese undisziplinirten Haufen, die sich Soldaten des Fürsten Rákóczy nannten, waren oft nur Rotten räuberischen Gesindels, welches durch Plünderungen und Erpressungen die friedlichen Bewohner der Städte und Dörfer gegen sich erbitterten.

Wohl suchte Rákóczy mit Energie und Strenge dem Uebel abzuhelfen, aber es bedurfte doch langer

Zeit, um diese aus den vielfachsten Elementen zusammengesetzten Massen, die neben dem edelsten Kern des Volkes auch aus dem rohesten Gesindel bestand, in disziplinirte, strengen Gehorsams fähige Soldaten zu verwandeln. Aber mit regem Willen, mit nie ermattendem Eifer hoffte der Fürst mit Hülfe seines Freundes, des Grafen Bercsényi, und der andern kriegsgeübten Offiziere, die sich ihm angeschlossen, diese Uebel zu beseitigen. Er selbst war unermüdlich thätig, mit wachsamem Auge Alles erschauend, allen Gefahren kühn die Stirn bietend, immer bereit durch sein Beispiel, seine persönliche Gegenwart seine Soldaten anzufeuern und sie zu beloben mit Muth und Begeisterung

Und der moralische Einfluß, den er auf sie übte, verfehlte seine Wirkung nicht. Allmälig kam etwas Ordnung und Disziplin in die Massen, sie griffen muthig an, sie drangen siegreich vor, eroberten Städte und Festungen, und die Jahre 1703 und 1704 hatten von manchen Siegen und glücklichen Gefechten, aber auch von vielerlei Mißgeschick und manchen bedeutenden Niederlagen zu berichten.

Zwar waren die Städte Kaschau und Eperies, die Festung Neuhäusel besiegt und zu kapituliren genöthigt, aber die langwierige Belagerung von Szegedin

mußte er unverrichteter Sache aufgeben, und eine empfindlichere Niederlage erlitt Rákóczy noch um Weihnachten des Jahres 1704.

Bei Tyrnau trafen Rákóczy und Bercsényi mit ihren über siebzigtausend Mann starken Heereshaufen auf ein starkes Armeekorps unter General Heister. Es kam zu einer blutigen erbitterten Schlacht, und in derselben würden die den Oesterreichern weit überlegenen Schaaren ohne Zweifel den Sieg davongetragen haben, wenn sie eben besser disziplinirte Soldaten gewesen wären. Schon waren sie siegreich, mit ungestümem Angriff den Feind erschreckend, vorgedrungen, aber statt den Sieg weiter zu verfolgen, fielen sie über die zwischen den beiden Linien des Feindes aufgestellten Bagagewägen her, und löśten sich in einzelne plündernde Haufen auf. Dadurch gewann der Feind wieder Zeit vorwärts zu dringen, sich zu sammeln, und der Tag endete mit der völligen Niederlage der Rákóczyschen Schaaren.

Diese verlorne Schlacht bei Tyrnau war das düstere, melancholische Weihnachtsgeschenk, welches das scheidende Jahr 1704 Rákóczy darbrachte. Aber ein erhabeneres Geschenk nahm er doch aus diesem Jahr in das Jahr 1705 mit hinüber. Das war das Geschenk der Krone von Siebenbürgen, welche Siebenbürgen

durch seine Abgeordneten aller Stände dem Fürsten anbot. Rákóczy weigerte anfangs die Annahme derselben, aber den dringenden Bitten der Abgeordneten, ihren flehentlichen Vorstellungen, daß ganz Siebenbürgen auf ihn hoffe, ihn als seinen Erlöser ersehne, gelang es endlich seinen Sinn umzuwandeln, und ihn zur Annahme der Fürstenwürde zu bestimmen.

Er nahm sie an ohne Freude und ohne Stolz, denn er wußte wohl, daß diese Fürstenkrone nur eine neue Dornenkrone sein würde, welche das Schicksal auf sein Haupt setzte!

Aber er nahm sie an, und im Jahre 1705 berief er kraft seiner Machtvollkommenheit die Stände von Ungarn und Siebenbürgen in dem ungarischen Marktflecken Szechény zusammen, um dort einen gemeinsamen Landtag zu halten, und die Verhältnisse der beiden Länder festzustellen und zu ordnen. Aus allen Komitaten Ungarns und Siebenbürgens strömten die Abgeordneten jetzt nach Szechény zu dem Landtage hin, alle Generäle Rákóczy's, die Geistlichkeit beider Konfessionen nahmen daran Theil, Rákóczy selber eröffnete mit einer feierlichen Rede die Konferenzen.

Das Resultat dieses Landtages war, daß die Stände von Ungarn und Siebenbürgen sich vereinigten zu gemeinschaftlichem Kampfe unter dem Na-

men der Konföderirten, und sich zu ihrem Führer, Fürsten und Herrn ein gemeinschaftliches Haupt wählten.

Dieses Haupt, das war Franz Rákóczy, den sie unter dem Titel: „Herzog und Führer der Konföderirten“ zu ihrem Feldherrn und Fürsten erwählten.

Franz Rákóczy nahm die Wahl an, und am zwanzigsten September 1705 leistete er im Beisein aller Landtagsdeputirten zu Szechény den feierlichen Eid, daß er der Führer der Konföderirten sein, „und sein Leben, sein Gut und Blut daransetzen werde, um die durch das Haus Oesterreich verletzten Freiheiten, Gesetze und Rechte Ungarns und Siebenbürgens wieder zu erobern und zu sichern!“

XIII.

Die Rákóczy-Nota.

Inzwischen war in Wien ein bedeutendes politisches Ereigniß eingetreten — Kaiser Leopold I. war am fünften Mai 1705 gestorben, und sein Sohn war als Joseph I. sein Nachfolger und Erbe geworden. Der junge Kaiser sehnte sich, bald Frieden zu machen

mit den Ungarn, deren Aufstand immer höher anschwoll, mit seinen stürmischen Fluten alle Dämme durchbrach und bald zu einem Meer anwuchs, dessen Springfluten sogar schon seine blutigen Schaumwellen bis in die Mauern Wiens selber hineinspritzte.

Einzelne Parteigänger des Fürsten, unter ihnen der vom Kaiser abgefallene Graf Karoly, waren mit ihren wilden und kühnen Schaaren plündernd, mordend, sengend und brennend bis nach Wien selbst vorgedrungen, hatten in den Vorstädten die Häuser in Brand gesteckt, die Einwohner ausgeplündert und erschlagen, in der kaiserlichen Menagerie sogar aus Uebermuth die seltenen Exemplare der wilden Thiere getödtet und sich selber die Häute der Tiger, Leoparden und Löwen umhängend, waren sie, zum Entsetzen der Einwohner, mit furchtbarem Geheul durch die Straßen der Wiener Vorstädte gerannt. *)

Man hatte es anfangs mit dem Kaiser Joseph machen wollen, wie man es mit seinem Vater dem Kaiser Leopold gemacht. Das Kabinet hatte ihm die österreichische Insurrektion als eine unbedeutende, durch die Tyrnauer Schlacht völlig besiegte darstellen wollen. Aber nachdem die Konföderirten im Juli 1705 bei dem

*) Hormayr: Anemonen. Th. I. S. 151.

ungarischen Sankt-Gotthard über die Oesterreicher einen glänzenden Sieg errungen, den das Hofkabinet dem Kaiser zu verschweigen gedachte, eilte Eugen von Savoyen, die feigen Hofleute zurückstoßend, mit kühnem Muth in das Kabinet des Kaisers, verkündete ihm den Sieg der Unzufriedenen, und gestand ihm frei und rückhaltslos, daß nicht, wie seine Minister es ihm wollten glauben machen, der Aufstand in Ungarn von gar keiner Bedeutung sei, daß nicht der bessere und mächtigere Theil der Magnaten dem Kaiser treu geblieben, sondern daß fast ganz Ungarn sich den Empörern angeschlossen, und daß, wenn nicht bald Energischeres geschehe, Oesterreich in Gefahr sei, Ungarn auf immer zu verlieren.

Kaiser Joseph aber, bevor er zum entscheidenden Schwert griff, wollte noch einmal versuchen, durch Milde und Vermittlung die aufständischen Ungarn zu sich zurückzurufen. Er bot den Aufständischen einen Waffenstillstand an, und sandte Vermittler nach Ungarn zu den Häuptern der Aufständischen, um mit ihnen sich zu verständigen.

Aber mit Siebenbürgen, das freiwillig und durch den Eidschwur aller Stände sich dem österreichischen Kaiserhause einverleibt hatte, mit Siebenbürgen gab es keine Vermittelung, keine Ausgleichung. Es sollte

und mußte sich seinem Herrn, dem Kaiser, wieder unterwerfen!

Statt des grausamen, wilden Generals Heister ernannte der Kaiser, auf den Rath des Prinzen Eugen, einen andern Feldherrn, den Grafen von Herbeville, und sofort brach dieser mit neuen muthigen Kriegerschaaren nach Siebenbürgen auf.

Kaum vierzehn Tage waren seit der Thronerhebung des Fürsten Rákóczy, seit der feierlichen Huldigung der Stände und des Fürsten Erwählung zum Herzog und Führer der Konföderirten vergangen, als Herbeville mit einem kampfesmuthigen, auserlesenen Heer schon in Siebenbürgen ihm entgegentrat.

Rákóczy, von seinem Anmarsch unterrichtet, zog ihm mit seinen Schaaren entgegen und bei Zsibo kam es zwischen den Feinden zur entscheidenden Schlacht am 10. November 1705. Mannhaft und tapfer ward von beiden Seiten gestritten, Rákóczy und sein Unterfeldherr Forgacz kämpften mit Löwenmuth an der Spitze ihrer Schaaren, mehr denn viertausend österreichische Soldaten fielen den Streichen der Konföderirten, aber sie wurden dennoch geschlagen, ihre Reihen durchbrochen, und bald sprengten vor dem kriegsgeübtern Feind die Massen in wilder Flucht auseinander.

Herbeville aber eilte triumphirend weiter, nahm in

raschem Kampf alle haltbaren Plätze und zog siegreich in Hermannstadt ein. Dorthin berief er die Stände von Siebenbürgen, und seinem Machtwort sich beugend, mußten sie, die vor kaum zwei Monaten dem Fürsten Franz Rákóczy ewige Treue geschworen, durch feierliche schriftliche Urkunde die Wahl Rákóczy's zurücknehmen, und dem König und Kaiser Joseph den Huldigungseid schwören. *)

Das Heer Rákóczy's war auseinandergesprengt, und hatte sich in wilder Flucht nach Ungarn gewandt. Dorthin zog auch ihr Feldherr und Führer, der besiegte Fürst Rákóczy.

Nur von einem einzigen Diener begleitet, voll tiefen Schmerzes und gebeugt von Gram zog Rákóczy einsam dahin durch die Felsenklüfte. Kein Trost war in ihm, keine Hoffnung leuchtete über ihm, trübe war sein Blick in die Zukunft und in schauendem Geiste erkannte er das Vergebliche seines Strebens, das Hoffnungslose seines großen Unternehmens.

Eine düstere Verzweiflung, ein trostloser Jammer überwältigte auf einen kurzen Moment das Herz des edlen Patrioten, der Alles gewagt, Alles dahingegeben für sein Vaterland, und der in dieser Stunde klar es

---

*) Feßler: Geschichte der Ungarn. IX. 589.

erkannte, daß seines Kampfes Ende doch nur das Unterliegen sein würde. In dieser Stunde der Einsamkeit und des verzweiflungsvollen Schmerzes brach die Kraft des Helden, er neigte sein Haupt und weinte bitterlich.

Still war's um ihn her, denn der hinter ihm haltende Diener unterdrückte sein Schluchzen, um den geliebten Herrn nicht zu mahnen an seine Gegenwart.

Still war's um ihn her, nur die Verzweiflung und der Jammer in seiner Brust sprachen mit düsteren Klagestimmen zu dem Fürsten.

Da auf einmal durchklingt ein wunderbar zitternder Ton die Luft — Rákóczy schaut empor und lauscht, denn wie von Geistergruß getroffen bebt sein Herz; ein zweiter Ton schallt klagend jetzt daher, und andere Töne klingen nach, und einen sich zu rührend schöner Melodie.

Rákóczy steht und horcht, dem einsamen besiegten Helden tönt eine einsame Geige ein Klagelied, ein Trosteslied. Wie lang sich die Töne jetzt ziehen, wie sie weinen und schluchzen! Ist's nicht, als ob sie dem trauernden Helden erzählen wollten von Ungarns Schmerz und Weh? Als ob sie ihm sagen wollten, wie Ungarn weint und klagt?

Und tiefer neigt er das Haupt auf seine Brust und weint bitterlich.

Da tönt es durch die Luft wie Schlachtenruf, so muthig hell, so scharf und kühn. Ja, Schlachtruf ist's! Ja, eilt herbei, ihr Männer Alle, eilt herbei zum Kampfe für das Vaterland!

Jetzt wandelt sich die Melodie. Nicht mehr im unaufhaltsamen Schlachtenruf stürmt es vorwärts. Es sammelt sich das Heer, gehaltenen Schrittes zieht es vorwärts, der Kriegermarsch ertönt und lockt sie fort mit kühnen Klängen.

Und Rákóczy's Auge leuchtet auf im Schlachtenmuth, die Thräne versiegt in seinem Aug'! Er horcht, und höher hebt sich seine Brust!

Verklungen ist der Marsch — die Schlacht beginnt, es rauscht und braust in wilden Tönen durcheinander. Da jubelt's auf, das ist der Sieg, des Vaterlandes Sieg! Und auf die Kniee fallen jetzt die Schaaren und jubeln heilig Dankeslied empor zum Gott der Magyaren.

Rákóczy faltet seine Hände zum Gebet, und stille wird es in seiner Brust — Doch, was ist das! Da schreit es wieder auf in wilden Tönen, da rauscht und braust es mit wildem Kriegsgeschrei. Der Feind kehrt wieder! Der Feind ist da! Und wilder heult sie

jetzt empor die wilde Schlacht, es schreit und betet, flucht und jammert durcheinander! Nun laute Klagetöne, wirrer Verzweiflung kreischendes Geheul und Jammertöne. Im übermäßigen Schmerze, Schweigen dann! Des Todes Schweigen! Und aus dem Schweigen hebt sich wieder der wunderbare leise Klageton, wie beim Beginn, und stilles Weinen, schmerzvoll bitteres Weh schluchzt aus den Tönen, die langsam, leiser jetzt die Luft durchzittern und verklingen!

Das Lied ist aus, und still ist's wieder um Rákóczy her. Er hebt sein Haupt und drückt die Hände an die Stirn. „War's nur ein Traumgesicht, oder hört' ich das wirklich. Sag mir's, Kolmann? Hörtest du's auch? Hörtest du sie auch die Leidensgeschichte Ungarns? Was war's, Kolmann?"

„Herr, ein Zigeuner war's, der hier auf seiner Geige spielte. Dort hinten steht er am Felsenabhang."

„Ruf ihn mir, Kolmann, bring ihn her!"

Und bald steht er vor dem Fürsten, der Zigeuner im zerfetzten Kleid, den kurzen braunen Mantel lose über die Schulter gelegt, das rabenschwarze Haar in wilden Streifen um die bleiche Stirn gewirrt, das Auge flammend und voll glühenden Feuers.

In der braunen Rechten hält er die braune Geige,

seines Lebens süßeste Gefährtin, keck schaut er auf zum unbekannten Fürsten.

„Wie heißt du?“ fragt Rákóczy.

„Michael Barna, Herr!“

„Und was bist du?“

Michael Barna, der Zigeuner im zerlumpten Kleide, hebt sein Haupt stolz empor. „Ein Künstler bin ich, Herr!“

„Du hast's gesagt, und du hast Recht. Ich hörte deine Kunst. Was spieltest du?“

„Weiß es nicht! Dachte nur, und was ich dacht', das dachte meine Geige.“

„Ihr dachtet also Beide an Ungarns Unglück? Ihr standet mit uns in der Schlacht, und kämpftet unsere Kämpfe, und wurdet mit uns besiegt, und weintet mit uns? War's nicht so?“

„Ich glaub', es war so, Herr! Könnt' ich malen, hätt' ich's gemalt, könnt' ich Verse machen, hätt' ich gesprochen von dem Unglück Ungarns. Allein ich kann nur musiziren, und so machte ich Musik und erzählte mir selber Alles, was in diesen letzten Jahren hier geschehen.“

„Und wunderbar verstehst du zu erzählen. Ich möchte es öfter von dir hören. Willst du mit mir gehen, Michael Barna?“

Michael schüttelte zornig seine schwarzen Mähnen. „Nein, Herr, hab' nur Eines auf der Welt, nur meine Freiheit! Die behalt' ich! Lieb' nichts als meine Geige, und die ist bei mir."

„Liebst nichts als deine Geige! Glücklicher Mensch, hast nichts zu trauern, nichts zu beweinen!"

„Doch, Herr! Ich beweine Ihn!"

„Wen, Michael Barna?"

„Den edlen Fürsten Franz Rákóczy! Kannte seine schöne Mutter, die Heldin von Munkacs, hab' oft vor ihr gespielt. Kannt' ihn als Knaben, und er war schön und gut, und seine Stimme klang wie meine Geige. Sah ihn eines Tages, wie er auszog zur Bärenjagd, sah wie die schöne Mutter ihm Küsse nachwarf, und er mit süßem Lachen ihr Lebewohl zurief, als die Jagdhörner tönten und klangen, und die Rosse wieherten."

Rákóczy drückt die Hand an seine Augen, und lehnt das Haupt zurück. „Michael Barna, sprich nicht weiter. Ich bin Rákóczy, meiner schönen Mutter unglücklicher Sohn."

Und seine Geige wirft der braune Mann zu Boden, und knieet nieder vor dem Pferd und küßt des Rákóczy Füße.

„Gesegnet seiest du, Held von Ungarn, König

der Freiheit und des Vaterlandes! Gesegnet seiest du, Fürst von Siebenbürgen!"

„Michael Barna, mein Fürstenstuhl von Siebenbürgen ist bei Zsibo zerschmettert, und so wird's auch einst sein mit des Vaterlandes Freiheit! Deine Geige schloß mit einem Trauerlied, so wird auch Ungarn schließen. Ich möchte dein Lied wohl öfter hören. Willst du mit mir ziehen, und bei mir bleiben, jetzt da du mich kennst?"

„Ja, Herr, ich will mit Euch ziehen und bei Euch bleiben, so lange ich lebe."

„Und wirst mir wieder spielen, was du heut' gespielt?"

„Ich werd's Euch wieder spielen, alle Tage, Herr! Und wenn Ihr's wollt, und mir's erlaubt, so nennt' ich, was ich spielte Euch zu Ehren, die Rákóczy-Nota!"

„Sei's so!" sagte der Fürst mit traurigem Lächeln, „nenne dein traurig Lied nur die Rákóczy-Nota. Es paßt zu meinem Unglück. Vielleicht ist's dauernder als mein Glück und auch mein Ruhm, vielleicht ist's auch ein Denkmal, welches den Kindern und Kindeskindern erzählen wird von dieser Tage schwerem Leid und von Rákóczy, dem besiegten Patrioten! Komm', Michael Barna, du bleibst bei mir! —"

Und also geschah es! Michael Barna blieb bei

dem Fürsten und ward sein treuer Gefährte in Leid und Freud'. Mit ihm zog die Geige, und jene Klänge und Melodien, welche der Fürst nach der Niederlage von Zsibo auf einsamer Flucht vernommen, die mußte Michael Barna ihm noch oft wiederholen. In spätern Tagen, als die Kriege und die Leiden, welche jenes Lied hervorgerufen, lange verstummt waren und seine eigene Hand erlahmte, da lehrte Michael Barna die Rákóczy-Nota seiner Enkelin spielen, der schönen Zinka Panna. Und mit der Rákóczy-Nota in ihrer Geige zog die Zigeuner-Künstlerin umher im Ungarland und ließ sie überall erklingen, und alle Herzen wurden weich und alle Augen wurden naß bei diesen theuren Klängen der Erinnerung.

Einst spielte Zinka Panna in Stuhlweißenburg die Rákóczy-Nota vor dem berühmten Musiker, dem Domherrn Baczek, und der versuchte in Noten festzuhalten, was bis dahin nur als Tradition vom Großvater auf die Enkelin gekommen. Der gelehrte Baczek schrieb die Rákóczy-Nota in Noten auf, und aus dem was er geschrieben, machte Ruzicka den „Rákóczy-Marsch," der dann die Grundlage ward, auf welcher Hector Berlioz seine „Rákóczy-Transskription" geschrieben.

Schöne Musikstücke sind das wohl, aber des Zi-

geuners Michael Barna Rákóczy-Nota ist's nicht mehr. Die wissen nur die Zigeuner, die wandernden Künstler Ungarns, zu spielen. Der Sohn hat sie gelernt vom Vater, und der Vater wieder von seinem Vater, und so hinauf bis zu den Tagen, in welchen Michael Barna sie zuerst gespielt. Denn die Zigeuner sind die musikalischen Homere Ungarns, sie erzählen in begeisterter Poesie die Großthaten und die Unglücksfälle Ungarns, nur daß sie für ihre Poesie statt der Worte nur die Töne haben. Der Zigeuner kennt alle ungarischen Nationalmelodien, alle Schlachtenlieder; woher sie aber stammen, weiß er nicht. Er spielt sie aus dem Gedächtniß und wandert mit ihnen von Ort zu Ort, und singt sie den Söhnen Ungarns und mahnt sie an die Tage, welche gewesen; und wenn er spielt, so blitzt des Magyaren Auge höher auf, er lauscht in ernstem Schweigen den geliebten Melodien, und denkt an alte Zeiten!

In diesen alten Zeiten da wurden diese ungarischen Melodien freilich auf einem andern Instrumente aufgespielt, auf dem Tárogató. Das ist ein fußlanges Instrument von Holz mit einem Mundstücke von Stroh; sein Ton, gleich dem der Oboe, erinnert an die Menschenstimme, und wie die Menschenstimme, verstand das Tárogató zu klagen und zu weinen, zu

jauchzen und zu jammern. In alten Zeiten gab's in jedem Dorfe Zigeunerbanden, die auf dem Tárogató den Bauern ihre „Ungarischen“ spielten, und wenn's zum Aufstand kam, so sammelte sich die Bevölkerung beim Klange des Tárogató, und wenn's zum Kampfe ging, so jauchzte das Tárogató das Schlachtenlied.

So ward dies aus Asien stammende Instrument den Ungarn die Standarte ihrer Aufstände, und als Rákóczy besiegt, die Aufstände für lange Zeit gedämpft waren, da eröffneten die Oesterreicher einen Krieg gegen das Távogató, das ihnen gefährlich und aufrührerisch erschien, wie den Bourbonen die Marseillaise. Das Tárogató ward in die Acht erklärt; bei hoher Strafe ward's den Instrumentenmachern verboten ein Tárogató anzufertigen, auf die existirenden machte man wüthende Jagd, und verbrannte sie, wo man sie fand.

So ist das Tárogató verschwunden, aber die Rákóczy-Nota hat man nicht verbrennen können, denn sie lebt fort in Herz und Kopf des Ungars, in dem Gedächtniß und der Geige des Zigeuners. In den jüngst verflossenen Tagen erst, zur Zeit der Auflösung des Reichstages von 1849, kam der Erzherzog Ferdinand von Este nach Klausenburg, um den Geist der Siebenbürger zu prüfen. Kein rebellisch Wort drang zu ihm

hin, es neigte sich in Unterwürfigkeit vor ihm ganz Siebenbürgen. Das Wort war stumm, — allein die Geige sprach. Ein ungarischer Edelmann sandte seine Zigeunerbande, vor dem Erzherzog zu spielen.

Und horch, da klangen vor seinem Ohr die wehmuthsvollen Klagetöne der Rákóczy-Nota — der Erzherzog aber mocht' sie nicht zu Ende hören, er hieß sie schweigen, und schickte die Zigeuner fort, die es gewagt, vor ihm der alten Tage Herrlichkeiten anzuklingen.*)

IV.

Die drei Boten.

Friede wollte der Kaiser Joseph I., Friede mit Ungarn. Ein Waffenstillstand mit den Konföderirten war geschlossen worden, und seitdem begannen die Friedensverhandlungen in Schemnitz, wohin die Konföderirten, wie der König ihre Bevollmächtigten sandten, um miteinander die Bedingungen abzuwägen.

Aber es genügte dem Kaiser und König nicht, auf

*) Gerardo I. 131, II. 213.

den Schemnitzer Konferenzen nur mittelbar durch seine Freunde und Vertrauten mit Rákóczy zu unterhandeln, er wollte unmittelbar mit dem Fürsten selber Frieden machen, er wollte von seinem Kopf und von seinem Herzen den Frieden erlangen.

An ihn selber sandte daher der Kaiser seine Boten. Zuerst kam der englische Gesandte Lord Stepney nach Neuhäusel zu Rákóczy. Er meldete dem Fürsten, wie wohlgesinnt der Kaiser gegen ihn wäre, indem er bereit sei, ihm davon einen Beweis zu geben Wenn Rákóczy sich daher an den Kaiser mit der Bitte wenden wolle, ihm seine Gemahlin zum Besuch in sein Lager zu senden, so würde er ihm diese Bitte nicht abschlagen.

Der Fürst erbleichte bei diesem Antrag, seine Augen glühten, sein Herz erbebte in freudigem Schreck, und — dennoch lehnte er den Antrag ab. Er sei im Kampfe gegen den Kaiser begriffen, sagte er dem Lord, und deshalb würde es ihm nicht geziemen, irgend Etwas für sich selber vom Kaiser zu erbitten. Wie sehr sein Herz daher auch die Gattin ersehne, so müsse er unter solcher Bedingung dem Glück entsagen, sie zu sehen.

Aber dem Kaiser war daran gelegen, daß die Fürstin zu ihm komme, denn sie sollte des Kaisers Friedensbote sein, und Joseph zweifelte nicht, daß ihr-

geliebter Mund den Gemahl überreden würde, die glänzenden Bedingungen anzunehmen, die er ihm bot, und wär's auch nur, um mit der geliebten Fürstin wieder vereint zu sein. Lord Stepney war daher beauftragt zu erklären, daß es genüge, wenn Rákóczy in einem Schreiben an seine Gemahlin nur den Wunsch ausspräche, sie zu sehen, falls sie vom Kaiser die Erlaubniß dazu erhielte, und daß er sich verpflichte, die Fürstin nach Wien zurückzusenden, wenn der Kaiser es begehren sollte.

Diesen Antrag nahm Rákóczy an. Er schrieb an seine Gemahlin und bat um ihren Besuch, und als er's that, erglänzte zum ersten Male seit langen Monden des Fürsten Antlitz in einem Strahl der Freude.

Im Juni des Jahres 1706 kam demgemäß die Fürstin Charlotte Amalie nach Neuhäusel zu ihrem Gemahl. Er war ihr mit einem glänzenden Gefolge entgegengegangen und im Triumph führte er die endlich wieder Gewonnene unter dem Zujauchzen der ganzen Bevölkerung in Neuhäusel ein.

Nach fast sechs Jahren der Trennung sahen sich die Gatten wieder, aber ihre Liebe war dieselbe geblieben, und ihre Herzen verstanden sich auch jetzt.

„Der Kaiser sendet mich, um dir den Frieden anzu-

bieten," sagte Amalie ernst. „Nur darum hat er mir erlaubt hieher zu gehen, um dich wieder zu sehen, mein Geliebter. Ich soll dir melden, daß er dir wohl will, daß er gern bereit ist, dich glänzend zu entschädigen, sobald du nur bereit bist, die Waffen niederzulegen und deinen Ansprüchen auf Siebenbürgen zu entsagen. Der Kaiser will, wenn du in diese Bedingungen willigst, dir ein souveraines deutsches Fürstenthum errichten, in voller Freiheit sollst du dort regieren, und ich und die Kinder dürfen ungehindert bei dir sein. Das ist es, was der Kaiser mir aufgetragen hat, dir zu sagen, und weshalb er mich hieher entlassen hat."

„Und was sagst du?" fragte Rákóczy, ihr tief in die Augen schauend. „Er sandte dich, damit dein Liebeswort mich überzeuge und bezaubere. „Nun sprich also, Holdeste! Bezaubere mich, damit ich thue, was du willst."

Sie neigte langsam ihr schönes Haupt. „Rákóczy thut immer nur, was er will und was er muß," sagte sie mit einem süßen Lächeln. „Ich habe kein Zauberwort, das stark genug wäre, ihn seinem heiligen Ziele und seiner Pflicht abwendig zu machen. Auch denke ich nicht, daß, als du auszogst, Ungarn und Sieben-

bürgen zu befreien, du dies thatest, um dir in Deutschland eine Fürstenkrone zu erringen."

„Ich denke es auch nicht!" rief Rákóczy ihr zunickend. „Es ist zu viel des heiligen Blutes vergossen, als daß es nur umsonst dürfte geopfert worden sein. Das Höchste und Heiligste, was ich besitze, habe ich geschworen, dem Vaterlande hinzugeben. Ich thue es heute, denn ich gebe dich! Wir werden uns vielleicht niemals wiedersehen, Amalie, denn was ich Niemanden noch gestanden, das gestehe ich dir: — ich glaube nicht mehr an ein glückliches Gelingen, an einen endlichen Sieg!"

„Und dennoch willst du weiter kämpfen?" fragte sie entsetzt.

„Ich muß es, denn meine Ehre gebietet es," sagte er feierlich. „Gleichwie der Arzt, der einem unheilbaren Kranken Beistand leistet, ihn nicht aufgeben und nicht tödten darf, so lange er noch athmet, so darf auch ich mein krankes Vaterland nicht aufgeben und nicht von ihm scheiden, so lange es eine Spur von Leben hat. Muß bei ihm bleiben, und es zu retten suchen, sei's mit meinem eigenen Leben, meinem eigenen Glück!"

Die Fürstin schlang in leidenschaftlicher Bewegung ihre beiden Arme um den Hals Rákóczy's und

drückte glühende Küsse auf seinen Mund, auf seine Augen.

„Gesegnest seiest du, mein Held, mein Märtyrer!“ flüsterte sie, unter Thränen dennoch lächelnd. „Wenn Ungarn nicht durch dich siegt und dich als seinen rettenden Helden preist, wird Ungarn ewig um dich weinen, und zu dir beten, als zu seinem Märtyrer. Und nun genug von Politik. Wir wollen Beide unsere Pflichten treulich erfüllen. Du bleibst in Ungarn, ich kehre nach Wien zurück, dem Kaiser anzuzeigen, daß meine Sendung mißlungen ist.“

„Das heißt, du kehrst in die Gefangenschaft zurück?“ fragte er tiefbewegt.

„Das heißt, ich thue was mein Gemahl versprochen hat,“ sagte sie ruhig. „Du hast in jenem Brief an mich dich verpflichtet, mich zurückzusenden, wenn es der Kaiser begehrt, und er begehrt es. Im Falle, daß ich dich nicht bewegen kann, des Kaisers Vorschläge anzunehmen, muß ich in vier Tagen dich verlassen.“

„Um in's Ursulinerkloster zurückzukehren?“

„Vielleicht. Zuerst indeß habe ich Erlaubniß, nach Karlsbad zu gehen. Die Aerzte behaupten, ich sei krank, sehr krank sogar. Und da ich leben will, recht lange leben, sei's auch nur, um einst vielleicht dich

wiederzusehen, so thue ich, was die Aerzte sagen. Ich gehe nach Karlsbad."

„Aber du kehrst nicht nach Wien zurück!" rief Rákóczy lebhaft. „Ich habe mich nur verpflichtet, dich nicht bei mir zu behalten. Nun wohl, ich lasse dich ziehen. Doch in die Gefangenschaft sollst du mir nicht zurück! Du gehst von Karlsbad nach Polen, und dort bleibst du, bis ich, so Gott will, dich zu mir bitten darf."

Und es geschah, wie er's gewollt. Die Fürstin, treu ihrem Wort, verließ nach wenigen Tagen schon Neuhäusel. Mit thränenlosem Auge, mit stolzem Liebesblick nahm sie von ihrem Helden Abschied, und nachdem sie dem Kaiser das völlige Mißlingen ihrer Sendung angezeigt, begab sie sich nach Karlsbad. Der Kaiser indessen, erzürnt über das Scheitern seines Planes, ließ sie verhaften; aber es gelang der Fürstin zu entfliehen, und, wie es Rákóczy gewünscht, ging sie nach Polen, in treuer Liebe dort harrend, daß ihr Gemahl sie zu sich riefe.

Der Kaiser Joseph aber sandte einen zweiten Boten an Rákóczy ab, Graf Wenzel von Wratislaw, der dem Fürsten seit langer Zeit befreundet gewesen. Alles, was die Gemahlin ihm gesagt im Namen des Kaisers, das mußte Graf Wratislaw ihm wieder-

holen. Er brachte ihm noch bestimmter formulirte Vorschläge mit.

Der Kaiser ließ Rákóczy durch diesen alten, ihm unverdächtigen Freund, den Grafen Wratislaw, melden, daß es sein fester, heiliger Wille sei, die Ungarn zu versöhnen und den Aufruhr zu stillen, indem er ihnen alle ihre rechtlichen Forderungen bewillige, die ungarische Konstitution anerkenne; er bitte aber, bevor er dies thue, daß der Fürst von der Konföderation zurücktrete und seinen Titel „Haupt der Konföderirten" niederlege. Dagegen, so bereitwillig er sei, die rechtlichen Forderungen Ungarns zu befriedigen, so fest entschlossen sei er, die unrechtlichen Forderungen Siebenbürgens niemals zu erfüllen, niemals werde er in die Losreißung Siebenbürgens willigen, niemals Rákóczy als den souverainen Fürsten desselben anerkennen. Deshalb begehrte der Kaiser, daß er seine Ansprüche auf das Fürstenthum aufgebe, dafür aber wolle er ihn entschädigen, indem er ihm in Deutschland die Markgrafschaft Burgau als deutsches stimmfähiges Reichslehen übergäbe, und ihn im vollen, ungeschmälerten Besitz seiner ungarischen Erbgüter belasse.

Diesen Anträgen des Kaisers fügte Graf Wratislaw seine persönlichen Bitten und Vorstellungen

hinzu, und beschwor den Fürsten, ruhiger Vernunft Gehör zu geben, und sich bei Zeiten noch zurückzuziehen von einem Kampfe, dessen Ende doch hoffnungslos sei, und sicherlich mit völligem Unterliegen enden werde.

Aber Rákóczy blieb unerschütterlich. „Ich sehe es wohl ein," sagte er mit einem traurigen Lächeln, „ja, ich sehe es wohl ein, daß die Anerbietungen des Königs mir und meiner Familie vortheilhaft wären; aber nicht für den Vortheil meines Hauses oder meiner Familie habe ich die Waffen ergriffen, sondern nur für die Befreiung meines Vaterlandes, das ich seit meiner Geburt zu lieben gelernt habe; die Bande, die mich an dasselbe knüpfen, sind noch enger geworden durch die Dankbarkeit, die ich der ganzen Nation für das Vertrauen schulde, mit welchem sie mich zu ihrem Führer ernannt und mir die Leitung ihrer Angelegenheiten übergeben hat. Das Fürstenthum Siebenbürgen habe ich weder von dem König noch von den Ständen des Landes verlangt, es hat sich mir gewissermaßen aufgedrungen. Möge der König indeß feierlich erklären, daß er den mit dem Fürsten Michael Apafy geschlossenen Vertrag treulich erfüllen wolle, und ich bin bereit, wenn dieser Erfüllung meine Person im Wege steht, mein Wahl-

diplom den Ständen Siebenbürgens zurückzugeben, damit sie einen Fürsten wählen mögen, der dem Könige angenehmer ist, wie ich. Aber meine Stelle als Haupt und Anführer der Konföderirten darf und kann ich nicht niederlegen, sondern ich muß sie behaupten und aufrechthalten, bis die Konföderirten selber mich von derselben entbinden, oder bis wir gesiegt haben. Und ich hoffe auf den Sieg, denn Frankreich hat mir neuerdings seine Hülfe zugesagt, und wir werden von ihm Unterstützung an Waffen und Geld erhalten. Wäre dies aber auch nicht, müßte ich selbst unterliegen, so bin ich doch bereit, dem Vaterlande mich selber zu opfern, denn mein Unterliegen würde ihm doch zum Vortheil gereichen. Oesterreich, gewarnt von diesem letzten erbitterten Widerstande Ungarns, wird sich wohl hüten, die Nation auf's Neue zur Verzweiflung aufzureizen, und wieder einen Krieg dadurch zu veranlassen, daß es die National-Freiheiten und die Grundverfassung Ungarns in Zukunft angreift. Laß mich also thun, was meine Pflicht und mein Gewissen von mir fordert. Ich kann und darf nicht mehr zurück, so laß mich denn entschlossen vorwärtsgehen!".*)

Graf Wratislaw schaute gerührt und voll aufrich-

*) Mémoires du Prince Rákóczy. pag. 100.

tiger Bewunderung in das edle, von kühner Entschlossenheit durchleuchtete Angesicht des Fürsten Franz Rákóczy.

„Armer Freund,“ seufzte er traurig, „ich bewundere dich, dein edler Patriotismus rührt meine Seele, und dennoch muß ich dich beklagen, denn du gehst deinem Unglück entgegen. Ich werde thun was ich vermag, um es aufzuhalten und dir das Herz des Kaisers zu gewinnen, aber ich fürchte, alle meine Pläne werden an deiner hartnäckigen Großmuth scheitern. Ich kehre zum Kaiser zurück, um ihm deine Antwort zu überbringen. Höre aber meine letzte Warnung, Freund: du hoffst auf Frankreichs Hülfe und Unterstützung und bauest auf seine Versprechungen. Aber Frankreich ist immer nur das Hospital der Fürsten gewesen, die es unglücklich gemacht hat, indem es ihnen die gemachten Versprechungen, an welche sie geglaubt, nicht gehalten hat. Auch du wirst nur ihre Zahl vermehren und in Frankreich, diesem Königshospitale, elend sterben.“ *)

„Mag es so sein!“ sagte Rákóczy mit strahlender Ruhe, „mag es so sein, ich schaue nicht auf meine Zukunft, sondern nur auf meine Pflicht.“

Graf Wratislaw kehrte nach Wien zurück, und

*) Mémoires du Prince Rákóczy. 101.

mit so warmem Eifer, so aufrichtiger Bewunderung sprach er dort von Rákóczy, vertheidigte er seine Rechte, daß das österreichische Kabinet ihn selber mit mißtrauischem Auge betrachtete und ihn beschuldigte, von den Aufständischen gewonnen zu sein.

Der Kaiser aber, nicht zufrieden mit der Antwort Rákóczy's, die ihm Graf Wratislaw gebracht, wählte sich noch einen dritten Boten, den er an den Fürsten sandte.

Dieser dritte Bote das war Juliana von Aspermont, die Schwester des Fürsten. Sie, deren Schönheit, Liebenswürdigkeit und Klugheit dem Kaiser Bewunderung und Achtung eingeflößt, sie, die Schwester, sandte Joseph zu Rákóczy, daß sie ihn bewege, seiner gefährlichen Führerschaft der Aufständischen zu entsagen und das deutsche Reichsfürstenthum gegen die gefährliche ungarische Herrschaft einzutauschen.

Juliana, froh bewegt, den theuren Bruder endlich wiederzusehen, eilte also zu ihm hin und ward von Rákóczy mit zärtlichster Freude willkommen geheißen. Gehorsam und treu dem Befehle des Kaisers Joseph, richtete Juliana ihre Botschaft aus, und in zärtlicher Schwesterliebe das Schlimmste für ihn fürchtend, beschwor sie ihn, zurückzutreten von dem unglücklichen

kampfe, in welchem das von so viel streitenden Parteien zerrissene Ungarn doch unterliegen müsse.

Franz Rákóczy drückte die beredte, zärtliche Schwester innig an sein Herz. „Ich will dir hier nicht antworten," sagte er. „Wir wollen nach Munkacs gehen, dort sollst du meine Antwort empfangen."

Sie gingen nach Munkacs. Arm in Arm durchwandelte das Geschwisterpaar in tiefem Schweigen, mit Thränen in den Augen, diese heilige Stätte der Erinnerungen, das Paradies ihrer Jugend und ihrer Kindheit.

In dem Gemach, das einst das Wohnzimmer ihrer Mutter Helena gewesen, blieb Juliana stehen und schaute mit einem langen, innigen Blick dem Bruder in das bleiche Angesicht.

„Jetzt, mein Franz, jetzt laß mich deine Antwort hören," sagte sie.

Er schüttelte langsam sein Haupt. „Nein, Juliana, nicht hier! Komm weiter, meine Schwester!"

Und weiter führte er sie, hoch hinauf auf den Thurm, von welchem man den Rundblick hatte weit hinaus über das Ungarland.

„Juliana," sagte er, sanft die Hand auf die Schulter seiner Schwester legend, „Juliana, erinnerst du dich noch des Tages, da ich aus Prag zu dir nach

Wien kam? Du brachtest mir die letzten Grüße unserer Mutter, und ihre Mahnung, daß ich des Schwures gedenken möchte, den ich ihr einst geleistet auf dem Thurme von Munkacs. Du fragtest mich, ob ich mich jenes Schwures noch erinnere? Du fragtest das, und sahst nicht, daß der Kardinal Kolonics gegenwärtig war. Ich aber sah es, und weil ich damals Brutus hieß, gab ich die schlimme und grausame Antwort und verleugnete die edle Mutter. Jetzt aber, meine Juliana, jetzt will ich deine Frage beantworten. Ja, ich entsinne mich des Schwures, den ich damals beim Scheiden von Munkacs unserer Mutter, der edlen, hochherzigen Patriotin geleistet habe. Hier war's, hier auf derselben Stelle, wo wir uns jetzt befinden, stand ich mit ihr. Mit Schmerzensthränen schaute sie hinab auf das geliebte Vaterland, das sie jetzt missen sollte, und dann forderte sie, daß ich ihr schwören sollte, eingedenk zu bleiben dieser Stunde, die Schmach, die sie erlitten, einst zu sühnen, das Unglück Ungarns zu rächen an den Habsburgern, und das Vaterland frei zu machen von der Gewaltherrschaft. Ich schwur es unserer Mutter, schwur, mein Leben dem Dienste des Vaterlandes zu weihen. Juliana, nun antworte du? Kann ich die Anträge des Kaisers annehmen? Soll ich Ungarn verlassen, ein deutscher

Fürst werden, und in Frieden leben, während Ungarn sich verblutet? Juliana, wenn dich der Kaiser fragt nach dem Erfolg deiner Sendung, was willst du antworten?"

Juliana sank auf ihre Kniee nieder und küßte die Stelle, wo einst ihre Mutter gestanden. „Fürst Franz Rákóczy," sagte sie dann feierlich, „ich werde dem Kaiser sagen, daß der Letzte der Rákóczy dem Vaterlande treu, mit ihm leben und mit ihm sterben will. Ich werde ihm sagen, daß das Vaterland das Schild ist, welches unsere Mutter Helena Zrinyi dir mitgegeben in den Kampf des Lebens, und daß du nur mit ihm, oder auf ihm heimkehren darfst zu deinen Vätern. Gott schütze dich, mein Bruder, er schütze dich und Ungarn, und über Euch Beiden schwebe der Segen unserer Mutter!"

Und Juliana kehrte heim nach Wien, um dem Kaiser zu melden, daß der Entschluß ihres Bruders unwiderruflich sei, daß kein persönlicher Vortheil ihn von demselben abwendig machen könnte, sondern daß er nur die Waffen strecken wolle, wenn die zu Schemnitz und Thrnau begonnenen Konferenzen zu einem glücklichen Ende führten, wenn auf denselben die Forderungen der Konföderirten bewilligt und Ungarn seine alten Freiheiten und Rechte wiedergegeben würden.

Indeß, die Tyrnauer Konferenzen gingen zu Ende, ohne das gewünschte Resultat zu erzielen, und damit war's entschieden, war der Waffenstillstand beendigt und der Krieg begann auf's Neue!

XV.

Die Entsagung.

„Gott schütze mich vor meinen Freunden! Vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen!" rief einst Friedrich der Große, und so hätte auch Franz Rákóczy rufen mögen. Nicht die Feinde waren es, die ihm die größten Schwierigkeiten bereiteten, sondern die Freunde, die Unterfeldherren und Generäle, die unter sich in ewigem Zwiespalt, voll neidischer Eifersucht, voll kühnem Wetteifer oft eigenmächtig der Befehle des Fürsten nicht achtend, selbstständig handelten und dadurch die Pläne des Fürsten zerstörten und ihre Wirkung aufhoben.

Die Generäle Forgacs und Bercsényi, es waren die beiden schlimmen Freunde, die in eifervollem, ehrgeizigem Streben das Unheil herbeiführten, das Rákóczy abzuwenden trachtete.

Durch Forgacs's Nichtbefolgen der Befehle, die er von dem Fürsten und Kriegsfeldherrn Rákóczy erhalten, ging die vom Fürsten selber eroberte Festung Gran wieder verloren; durch Bercsényi's stürmisches Drängen ward Vieles überstürzt, was langsam hätte reifen müssen, und was nun abfiel und zur faulen Frucht ward.

Rákóczy erkannte es wohl, welche schlimme Dienste ihm die Freunde leisteten, aber sein milder Sinn verschmähte jede harte Strafe; statt Forgacs vor ein Kriegsgericht zu stellen, und durch so ernstes Beispiel die andern trotzigen und eigenmächtigen Offiziere seines Heeres zu schrecken, ließ Rákóczy ihn, weil er wußte, daß das Kriegsgericht den ungehorsamen und widerspänstigen General Forgacs zum Tode verurtheilen würde, nur in festen Gewahrsam auf das alte Schloß Zips bringen, wo er bis zu Ende des Krieges gefangen blieb.

Statt Bercsényi, der durch Stolz, Hochmuth und wilden Zorn die Getreuesten und Edelsten empörte und sie der Sache Rákóczy's abwendig machte, mit ernstem Wort zu bändigen, ließ er ihn nur zu oft gewähren, und suchte nur gut zu machen, was Jener verschuldet.

Aber schwerer ist das Gutmachen, als das Ver-

schulden, und nur zu oft ward das trotzige, übermüthige und autokratische Benehmen des Grafen Bercsényi auch als der Ausfluß der Gesinnung Rákóczy's betrachtet. Das schwächte die Liebe, die das Volk zu ihm gehegt, das untergrub das Vertrauen der Magnaten, und das war die Schuld, daß es seinen Feinden gelang, gar Viele glauben zu machen, es strebe Rákóczy nach unumschränkter Gewalt, und sobald er es vermöge, werde er die Landesgesetze selbst vernichten.

Doch noch war dies Mißtrauen erst im Entstehen, und das Jahr 1707 brachte dem Fürsten zwei hohe Triumphe, zwei Ehrentage. Noch einmal ernannte ihn Siebenbürgen zu seinem Fürsten, erklärte jenen frühern Widerruf für einen erzwungenen und ließ durch seine Deputirten den Fürsten anflehen nach Siebenbürgen zu kommen, und den Huldigungseid der Stände zu empfangen. Rákóczy that es, und im Mai des Jahres 1707 ward er öffentlich im feierlichen Pomp zum Fürsten von Siebenbürgen erwählt, schwuren ihm die Stände Treue und Gehorsam.

Dann kehrte er zurück nach Ungarn, und eilte nach Onod, wo die ungarischen Stände sich versammelt hatten, und wo am neunten Juni die Stände feierlich auf ewige Zeiten Ungarn unabhängig erklärten von der österreichischen Herrschaft, den Kaiser Joseph als König

entsetzten, den Thron für erledigt und Ungarn für eine freie Nation erklärten.

Der zweite Ehrentag des Jahres 1707 war der zehnte August, an welchem Tage beim Fürsten Franz Rákóczy eine Gesandtschaft des russischen Czaaren Peter des Großen eintraf. Die Angelegenheiten Polens waren jetzt abermals in ein neues Stadium eingetreten, und statt des einen Königs, der ihm mangelte, hatte es deren zwei. Es hatte den König August von Sachsen und den König Stanislaw Lesczinski, die Beide um die Herrschaft Polens stritten und mit den Parteien kämpften. Bisher war es indessen der große Tzaar gewesen, der den König August schützte und für seine Herrschaft gegen Karl den Zwölften gekämpft hatte. Aber da Rákóczy die ihm vom Schwedenkönig angebotene Krone zurückgewiesen, hatte Karl statt seiner den Grafen Stanislaw Lesczinski zum König von Polen erwählt.

Fast alle europäischen Mächte hatten ihn als solchen anerkannt, nur Rußland nicht; doch mochte der Czaar für den schwachen König August, den Karl der Zwölfte gezwungen der Krone zu entsagen, nicht weiter kämpfen, und dem König Stanislaw Lesczinski wollte er einen König nach seiner Wahl entgegenstellen.

Und dieser König nach seiner Wahl, das war Franz Rákóczy II.

Wunderbares Schicksal, das dem ungarischen Fürsten zum zweiten Mal dieselbe Krone bot, das die bei den größten Fürsten ihrer Zeit, die sich feindlich gegenüberstanden, doch in Einem Wollen und Einem Gedanken übereinstimmen ließ, — in der Achtung und Hochschätzung, die sie dem Fürsten zollten.

Am eilften August 1707 ward zu Lublin in Gegenwart Czaar Peters von den dort versammelten polnischen Ständen der Fürst Franz Rákóczy zum König von Polen erwählt, und sofort sandte der Czaar eine Gesandtschaft an den Fürsten, um ihm die Wahl-Entscheidung zu melden, ihm zu sagen, daß er ihm als dem Würdigsten die Krone von Polen übergebe, und ihn mit aller Macht auf seinem neuen Thron schützen werde. Zugleich lud der Czaar ihn ein, sofort nach Polen aufzubrechen, wo er ihn erwarte, um selber seiner Krönung beizuwohnen.

Zum zweiten Male bot das Schicksal dem Fürsten eine Krone, um ihn zu erretten vor künftiger Tage Unheil, um ihn zu erlösen aus den Wirren und Drangsalen, die ihn in Ungarn von allen Seiten bestürmten. Und zum zweiten Male schlug der Fürst Rákóczy die dargebotene Krone aus!

Und dennoch war er sich klar bewußt, daß diese Krone ihn erretten und erlösen könne, dennoch ahnte er, daß der Stern seines Glückes für immer erloschen sei. Mitten in seinem Triumph in Siebenbürgen hatte er doch schmerzliche Erfahrungen gemacht, hatte er erkennen müssen, daß man ihm mißtraute, und seine Loyalität bezweifelte. In Onod dann waren schmerzlich-traurige Szenen vorgefallen, die auch hier klar bewiesen, daß man ihm mißtraue, und die den Fürsten so sehr in Verzweiflung gebracht, daß er die Ständeversammlung verlassen wollte, und seine Freunde ihn fast mit Gewalt zurückhalten mußten. Nach der Unabhängigkeits-Erklärung in Onod hatten viele Magnaten ihren Antheil an jener Erklärung verweigert, waren von Rákóczy abgefallen und hatten sich den Kaiserlichen angeschlossen. Er war umgeben von rohen, zuchtlosen Haufen, und er hatte außerhalb keine Freunde, keine Unterstützung; Frankreich allein hatte Rákóczy seine Hülfe zugesagt, aber jetzt, da Eugen und Marlborough ihn durch glänzende Siege gedemüthigt hatten, jetzt hatte Ludwig XIV. für Ungarn nur leere Versprechungen, aber kein Geld, keine Soldaten!

Das Alles wußte und erkannte Franz Rákóczy. Er fühlte, daß er die schwere Last des Krieges nicht lange mehr werde ertragen können. Seine Feinde sam-

melten immer wieder neue Kräfte, während Rákóczy's Niederlagen, ja selbst seine Siege, seine Kräfte nur erschöpften. Seine mehr muthvollen, als geschickten Feldherren verstanden nur zu fechten und zu sterben, aber nicht zu siegen; seine Schaaren waren zahlreich und vom besten Wollen beseelt, aber sie waren undisziplinirte rohe Haufen, und oft mitten im entscheidenden Gefecht befolgten sie nicht die Befehle ihrer Offiziere, überließen sich zügelloser Plünderung, oder sie warfen, des Fechtens müde, ihre Waffen weg, um in die Heimat zurückzukehren. Seine Offiziere aber waren zum größten Theil französische Abenteurer, die auf irgend eine Weise sich in Frankreich Dienstzeugnisse von Offizieren verschafft hatten, und denen man, gestützt auf diese Zeugnisse, in der Rákóczy'schen Armee Offiziersstellen verlieh, während es sich nachher gar oft erwies, daß diese Leute nur die Bedienten von französischen Offizieren gewesen, und diesen ihre Patente gestohlen hatten.

Es war natürlich, daß eine aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Armee auf die Länge nicht im Stande war, sich gegen die starke, wohldisziplinirte, sich immer wieder ergänzende Armee des österreichischen Kaisers zu halten. Zudem begannen die ungarischen Magnaten des Krieges müde zu werden,

oder die Hoffnung auf den glücklichen Ausgang desselben zu verlieren, und nachdem die Konföderirten im August des Jahres 1708 die große Schlacht bei Trencsin gegen den österreichischen General Heister verloren hatten, brach vielen der Kriegesführer der Muth, verließen viele seiner Generäle mit ihren Soldaten das Heerlager Rákóczy's, unterwarfen sich dem König und nahmen die, im Fall der Unterwerfung bis zu einem bestimmten Tage verheißene Gnade an. Die größte Zahl der Bergstädte wurde entweder von den Oesterreichern eingenommen, oder sie unterwarfen sich freiwillig. Das Glück der österreichischen Feldherren stieg mit jedem Tage, und mit jedem Tage verringerte sich die Zahl Derer, die zu Rákóczy's Fahnen hielten.

Am zweiundzwanzigsten Januar 1710 endlich fand die große Schlacht bei Romhány statt, in welcher der General von Sickingen einen vollständigen Sieg errang über Rákóczy und Bercsényi, einen Sieg, der für Rákóczy um so schmerzlicher war, als ihn die Oesterreicher nur der Unzuverlässigkeit und der Raubsucht seiner eigenen Truppen verdankten. Denn anfangs hatte das Glück der Waffen sich für Rákóczy entschieden, er war der Sieger gewesen, aber seine Schaaren, statt weiter den Befehlen ihrer Heerführer zu gehor-

chen und den Sieg zu verfolgen, hatten nur ihrer Raubgier und Beutelust sich hingegeben, und der sich wieder sammelnde und rückkehrende Feind hatte die aufgelösten wilden Schaaren geworfen und zerstreut.

Die Niederlage von Romhány entschied das Schicksal Ungarns und des Fürsten Rákóczy; sie machte den Kaiser Joseph I. wieder zum Herrn und König von Ungarn. Dazu kam, daß eine Bannbulle des Papstes Klemens XI. alle Konföderirten, die nicht sofort die Waffen niederlegten und sich ihrem Könige unterwürfen, in die Acht erklärte, und daß die Katholiken schaarenweise in Folge dieser Bannbulle von Rákóczy abfielen.

Rákóczy konnte und durfte es sich nicht mehr verhehlen, daß Alles verloren sei, daß es nun nur noch seine letzte, heiligste Aufgabe sein könne, aus dem Ruin seines Glückes für Ungarn so viel Sicherheit und Ehre, als irgend möglich, zu erretten.

Und das war und blieb fortan sein einziges Bestreben, darauf richtete er fortan sein einziges Augenmerk. Daß er persönlich unterging, daran lag ihm wenig, nur für Ungarn wollte er retten, was noch zu retten war.

Kaiser Joseph war weise und großmüthig genug, seine Siege nur mit Mäßigung zu benutzen, und statt

die Unterworfenen zu strafen, lieber den Versuch zu machen, sie zu versöhnen. Er sandte daher nicht einen strengen, unerbittlichen, rachsüchtigen General, sondern einen General, der zugleich ein weiser, gemäßigter, kluger Staatsmann war, den Grafen Johann Palffy nach Ungarn, um mit den Konföderirten sowohl, als auch persönlich mit ihrem Führer, dem Fürsten Franz Rákóczy, zu unterhandeln, und den Frieden und die Versöhnung zwischen ihnen und dem König zu vermitteln. Alles sollte Palffy den Konföderirten gewähren, war des Kaisers Befehl, nur zwei Dinge ausgenommen: erstens, die Erbfolge des Hauses Habsburg anzutasten oder umzustoßen; und zweitens, die berüchtigte Klausel in der Bulle Andreas II. wieder in Kraft treten zu lassen, nach welcher jeder Magyar berechtigt war, sich gegen den König zu empören, wenn dieser die Gesetze und Freiheiten Ungarns verletze.

An den ersten und bedeutendsten Führer der Konföderirten nach Rákóczy, an den Grafen Alexander Karoly, wandte sich der Graf Palffy, kündigte sich diesem als Vermittler zwischen der ungarischen Nation und dem König an, und wünschte, daß Karoly es übernehme, zuerst von dem Fürsten Rákóczy einen Waffenstillstand, dann eine persönliche Zusammenkunft zu erlangen.

Rákóczy willigte in Beides, und im Dorfe Vaja fand am dreißigsten Januar 1711 diese Zusammenkunft zwischen Rákóczy und Palffy statt.

Sie war für Ungarn, wie für das persönliche Schicksal des Fürsten entscheidend!

Nicht Rákóczy's Muth, aber seine Hoffnung auf irgend eine siegreiche Zukunft war gebrochen, — er unterwarf sich selber, um Ungarn zu retten!

Palffy sagte ihm, wie gern bereit der Kaiser sei, zu versöhnen und auszugleichen, wie aufrichtig es sein Wille sei, nicht blos Begnadigung zu gewähren, sondern auch alle billigen und gerechten Forderungen der Ungarn zu bewilligen, und den Aufständischen ihre Güter, Ehren und Titel zu belassen. Nur müsse Rákóczy zuerst allen seinen Ansprüchen auf Siebenbürgen entsagen, und dem König in einem eigenhändigen Schreiben seine Unterwerfung anzeigen.

Rákóczy, in edler Großmuth sich selber hingebend, war bereit, dies Opfer darzubringen. Er erklärte sich willig, den Brief an den König zu schreiben, und ihn dann dem Urtheil Palffy's zu übergeben, bevor er abgesandt werde, aber für alle andern Unterhandlungen forderte er, daß er über dieselben erst mit seinem Staatsrath und den konföderirten Ständen sich besprechen müsse, was von Karoly ihm auch gewährt ward.

Zuerst nun schrieb Rákóczy seinen Brief an den Kaiser, — er schrieb ihn mit ruhigem, gefaßtem Sinn, aber mit dem Blute seines Herzens, — er schrieb ihn mit Demuth und Ergebung, aber doch mit edler, selbstbewußter Würde.

Daher kam's, daß dieser Brief dem Grafen Palffy nicht gefiel. Er fand, daß darin zu wenig die demuthsvolle Stylform, mit der ein Unterthan an seinen Kaiser zu schreiben habe, beobachtet sei, daß das Schreiben überhaupt auf demüthigere Weise die bedingungslose Unterwerfung Rákóczy's aussprechen, und daß der Fürst reumüthig sich als Rebell um die Gnade des Königs bewerben müsse. Auch sei es ungeziemend, daß Rákóczy die Bedingung gestellt, es sollten den Konföderirten die Wiedereinsetzung in ihre Güter und Würden zugesichert werden. Das müsse der Gnade des Kaisers überlassen bleiben.

Rákóczy erklärte sich sogleich bereit, zu ändern was er in der Stylform gefehlt, dagegen lehnte er es ganz entschieden ab, sich selber als einen reumüthigen Rebellen darzustellen, und zu verzichten auf die Wiedereinsetzung der Konföderirten in ihre Würden und Güter.

„Der beherzte, rechtschaffene Mann,“ sagte er zu Palffy, „der beherzte, rechtschaffene Mann muß seine Seele Gott, sein Blut und Leben seinem Vaterland,

seine Ehre sich selber vorbehalten. Ich kann mich daher nicht für einen Rebellen erkennen. Wenn das Ministerium die gewaltsame Verletzung der Rechtsgesetze sowohl in meiner Verhaftung und Verurtheilung, als wie in allen Beschwerden Ungarns nicht anerkennen will, so gibt es damit neuen Zweifeln Raum über die Aufrichtigkeit seiner Friedensabsicht. Ich bitte, daß der Ungar Palffy dem Feldmarschall Palffy die Frage beantworte, ob ich und die Meinigen Grund zur Ergreifung der Waffen gehabt? Ich habe auf die Wiedereinsetzung sämmtlicher Konföderirten angetragen, weil ich meine Kriegsgefährten nicht Preis geben und die Waffen nicht niederlegen kann, wenn diejenigen nicht gesichert sind, an die ich durch gegenseitigen Eid gebunden bin. Deshalb kann ich wohl die Stylform, aber nicht den Geist meines Briefes ändern.*)

Und Palffy, voll Hochachtung und Bewunderung für den edlen Fürsten, übernahm es, das Schreiben des Fürsten, so wie es war, dem Kaiser zu übersenden.

Sodann berief Rákóczy die ungarischen, wie die siebenbürgischen Senatoren nach Salánk in Ungarn um ihnen die Friedensanträge mitzutheilen.

Zwei Fragen legte er ihnen vor. Die erste war: ob man sich überhaupt mit dem Kaiser in Unterhand-

*) Mémoires du Prince F. Prince.

lungen einlassen wolle, und ob man bereit sei einige von den großen, im Tyrnauer Frieden bewilligten Freiheiten dem Wohl des Vaterlandes zu opfern.

Die Stände erklärten, daß man unterhandeln müsse, aber in ohnmächtigem Trotze fügten sie hinzu, keine der Tyrnauer Bedingungen dürfe gestrichen werden.

Die zweite Frage war: ob Rákóczy die Waffenruhe aufgeben und sich in die Munkacser Felsenburg einschließen, oder ob er nach Polen gehen, und dort das Ende der Unterhandlungen erwarten solle.

Die Stände entschieden für das Letztere. Das war's, was Rákóczy erwartet hatte, und was er selber jetzt nur noch begehrte, da er verzweiflungsvollen Herzens sich bekennen mußte, daß Alles verloren sei, daß für ihn selbst nur noch die Ehre, für Ungarn aber Vieles noch zu retten sei, wenn er seine eigene Person ganz außer Gemeinschaft mit den Konföderirten stelle, und diesen ganz allein die Unterhandlungen überließe.

So unterwarf Rákóczy hochherzig und edel sein eigenes Geschick dem Wohl des Vaterlandes, und entsagte seinen Hoffnungen, seinen Rechten und seinem Vaterlande. Er übergab Karoly den Oberbefehl über sein Heer, und die Vollmacht den Frieden abzuschließen, die geliebte Burg Munkacs aber seinem Reichskanzler Stephan Senyey.

Und von wenigen Freunden und Anhängern nur begleitet, denn die feierliche Begleitung der Stände hatte er sich verbeten, verließ Fürst Franz Rákóczy Ungarn und ging nach Polen, um dort in stiller, trauervoller Zurückgezogenheit auszuruhen von seinen Kämpfen und Enttäuschungen.

Aber, obwohl sein Unternehmen nicht von Sieg und Erfolg gekrönt war, so war es doch auch kein vergebliches gewesen. Es gab den Ungarn doch einige ihrer alten Rechte wieder, und sicherte ihnen, was nach fünfzigjährigen, bis dahin immer grausam und blutig gerächten Aufständen schon als ein glückliches Resultat erschien, sicherte den Theilnehmern aller bis hieher stattgehabten Aufstände vollkommene Straflosigkeit und Amnestie.

Am siebenten April 1711 wurden die Friedensbedingungen von den Konföderirten einstimmig angenommen. Diese Friedensbestimmungen sicherten den Konföderirten vollkommene Amnestie, den ungeschmälerten Besitz ihrer Güter, Titel und Würden, wenn sie sofort alle noch besetzten festen Plätze den kaiserlichen Truppen überlieferten, die Waffen niederlegten, und dem Kaiser den Huldigungseid leisteten.

Bei Szathmár am dreißigsten April 1711 leisteten die Konföderirten mit feierlichem Gepränge sodann

16*

den Huldigungseid. Dorthin kam der Feldmarschall Palffy mit zahlreichen Reiterhaufen. Ihm gegenüber stand Karoly mit fünfzehntausend Mann in Schlachtordnung aufgereiht, mit einhundert und neunundvierzig Fahnen. Dort wurden die Friedensbedingungen in urkundlicher Ausfertigung von Karl Locher vorgetragen und von den Konföderirten feierlich angenommen. Die Feldherren, Hauptleute und Mannschaften schwuren dem König Joseph den vorgeschriebenen Eid der Treue, senkten die Fahnen zur Erde, legten die Waffen, Heerpauken und übrigen Kriegssachen auf einen Haufen.

Sodann begann die in vollem Ornat vor dem hohen Altar in der Mitte des Feldes aufgestellte Geistlichkeit das Tedeum zu singen, mit schmetternden Tönen fielen die Posaunen ein, und dumpfen Tones sangen die am Boden knieenden Konföderirten mit dies Tedeum, welches Gott pries, daß er die Ruhe wieder hergestellt, und die Macht des Königs Joseph I. in Ungarn wieder aufgerichtet hatte.

XVI.

Das Testament.

Das Opfer war vollbracht! Der Friede von Szathmár hatte das Denkmal gesetzt auf dieses Opfer eines großen und edlen Herzens! Der Friede von Szathmár hatte Ungarn schmerzvoll düstere Ruhe wiedergegeben, er hatte den Fürsten Franz Rákóczy hinausgetrieben in die Fremde!

Freilich wohl sicherten die Friedensbedingungen auch dem Fürsten Franz Rákóczy seinen ungestörten Genuß und Besitz seiner Güter zu, und völliges Vergessen des Geschehenen. Aber es war die Bedingung hinzugefügt, daß er in Frist von drei Wochen nach Ungarn zurückkehre, die Friedensbedingungen unterzeichne, dem König den Eid der Treue schwöre, und in alle seine Schlösser und Burgen deutsche Besatzungen auf des Königs Kosten aufnehme.

Vielleicht hätte Rákóczy sich diesen Bedingungen gefügt, dem Schicksal sich unterworfen, und dem Kaiser Joseph, an dessen aufrichtige und großmüthige Gesinnung für Ungarn er glaubte, den Eid der Treue geleistet. Aber bevor noch die Frist abgelaufen war, starb

der edle Kaiser Joseph der kühne Feind und Widersacher der Jesuiten, ganz plötzlich — an den Pocken, und da sein Bruder Karl, sein Erbe und Nachfolger, sich zur Zeit noch in Spanien befand, übernahm die Kaiserin-Mutter Eleonora bis zu seiner Ankunft die Regentschaft. Sie war eine bigotte Katholikin, eine eifrige Freundin der Jesuiten, und man wußte, daß das letzte harte Verfahren und der unversöhnliche Haß des Kaisers Leopold gegen Ungarn dem Einfluß seiner bigotten Gemahlin Eleonora allein zuzuschreiben gewesen.

Von der Kaiserin Eleonora durfte Rákóczy nicht erwarten, daß sie die großmüthigen Bedingungen des verstorbenen Kaisers halten und erfüllen werde. Er kannte ihren den Ungarn feindlichen, stolzen und ungroßmüthigen Sinn, er wußte, daß sie ihm persönlich abgeneigt war, und den Eid der Treue, den er vielleicht dem Kaiser Joseph geleistet, den wollte und konnte er seinem Nachfolger und dessen herrschsüchtigen Mutter nicht leisten.

Er unterwarf sich also seinem harten Geschick und verbannte sich für immer aus dem Vaterlande. Einige getreue Freunde, der Graf Mikés, Niklas Zubrik, Abt Radàlovics, Franz Kajdacsy, Georg Kovács, Louis Molitard und Louis Bechir folgten ihm nach Polen, und begleiteten ihn, nachdem der Fürst dort, um sich

mit Geldmitteln zu versehen, einige ihm zugehörige Grundstücke verkauft hatte, nach Paris.

Aber der Stern des Fürsten Rákóczy war erblichen, und er sollte nie mehr unter den Wolken, die ihn verhüllten, hervorglänzen. Er brachte nach Frankreich nichts mit als seinen Ruhm und seine Ehre, seine Güter waren von Oesterreich konfiszirt, sein bewegliches Eigenthum war von dem Kriege aufgezehrt, er hatte Alles hingegeben für das Vaterland, und das Vaterland konnte ihm dafür jetzt nur noch geheime Thränen geben! Aber der Fürst, ergeben, und stolz zugleich, beklagte sich nicht, murrte nicht gegen die Menschen, die ihn verlassen, gegen das Schicksal, das ihn gebeugt, er hatte sich selbst zum Opfer dargebracht, und er wollte es nun klagelos, groß und still auch zu Ende führen.

Das edle, hochherzige und bescheidene Wesen aber, mit welchem der Fürst sich darstellte, gewann ihm die Achtung und die Zuneigung der Franzosen, sogar des stolzen und unnahbaren Königs Ludwig XIV. und der heuchlerischen und herrschsüchtigen Marquise Maintenon. Der König, in dankbarer Anerkennung, wie nützlich ihm bei seinem eigenen Krieg mit Oesterreich die Erhebung der Ungarn gewesen, der König gewährte daher freiwillig dem Fürsten eine Pension von sechs-

tausend Livres, und außerdem zahlte er ihm die Subsidien von jährlich hunderttausend Livres, welche er ihm während des ungarischen Krieges für Lebenszeit verschrieben hatte, weiter fort. Diesen bedeutenden Summen fügte der König jetzt noch einen jährlichen Zuschuß von vierzigtausend Livres für den Unterhalt seines Hauses und Gefolges hinzu.

Der Fürst Franz Rákóczy war durch diese Großmuth König Ludwigs nun freilich gegen äußere Noth und Bedrängniß geschützt, aber war das ein Trost gegen die innere Noth und Bedrängniß? ein Trost für die Enttäuschungen und Entsagungen, für die zertrümmerten Hoffnungen seines vereinsamten, klanglosen Lebens?

Vereinsamt! der edle Held und Märthyrer von Ungarn vereinsamt! Und wo war sie, die Geliebte seines Herzens, die Gemahlin, die ihm ewige Liebe und Treue geschworen?

Einen Trauerschleier über ihre einst so schöne und edle Gestalt! Einen Trauerschleier über die Erinnerung an sie! Ihr Vater rief sie zu sich — und sie ging! Wehe den armen verzagten Herzen, welche das Unglück nur beugt und niederdrückt, nicht sie stählt und aufrichtet! Gramvoll und gebeugt, hatte Charlotte Amalie nicht die Kraft, dem gebieterischen Willen ihres

Vaters zu widerstehen, — sie folgte seinem Ruf und kehrte zu ihm zurück. Aber der Gram ging doch mit ihr, und im Jahre 1722 brachte er ihr frühen, einsamen Tod.

Und wo waren seine beiden Kinder, seine Söhne Georg und Joseph Rákóczy? Die Söhne gehören doch zum Vater, und keine irdische Gewalt darf sie dem Vater entziehen, wenn er sie zu sich ruft. Wo waren sie also, die Söhne des Fürsten Franz Rákóczy?

Sie waren in Wien unter der Vormundschaft des Kaisers und der Kaiserin-Mutter, und dort erzog man die Söhne Rákóczy's zu deutschen Edelleuten, in denen die Traditionen ihres Hauses erlöschen sollten.

Eine Freude war in spätern Tagen dem Helden und Dulder Franz Rákóczy noch vorbehalten: sein Sohn Joseph Rákóczy kam zu ihm in sein Exil nach Beßarabien. Aber auch diese Freude hatte ihren Schmerz neben sich — der Sohn, den er endlich sehen und umarmen konnte, er verstand kein Wort von der Sprache seines Vaterlandes, kein Wort ungarisch!

Einsam, nur umgeben von seinen wenigen treuen Freunden, lebte Rákóczy sechs Jahre in Paris, und viele Schmerzen und Enttäuschungen sollte er auch hier noch erleben. König Ludwig XIV. starb, und es kamen die Tage der Regentschaft, die Tage der Finanz-

spekulationen und der berüchtigten Mississippi-Papiere. Jeder war vom Wahnsinn des Spekulirens befallen, Jeder wollte in der Rue Quinquampois in einer Stunde reich werden, und der Regent, um Law's System immer mehr in Aufnahme zu bringen, der Regent befahl, daß alle Diejenigen, welche von dem Staate Pensionen erhöben, sie in Mississippi-Papieren umsetzen sollten.

Auch Rákóczy mußte sich diesem Befehl fügen, und als bald darauf diese Papiere werthlos wurden und Law entfloh, verlor der Fürst einen großen Theil seiner Rente, da er es nicht erlangen konnte, die Mississippi-Aktien wieder in andere Form umgeschrieben zu sehen.

Auch ein anderer empfindlicher Verlust ward ihm zur selben Zeit, und dieser war um so schmerzlicher, da er ihn nicht nur einer bedeutenden Summe Geldes, sondern auch eines Freundes beraubte, dem er vertraut hatte und der an ihm zum Verräther ward. Ein Theil der ihm vom König bewilligten Rente war in baares Kapital umgewandelt und dem Fürsten mit sechsmal hunderttausend Livres in Papieren ausgezahlt worden. Sein eigener Beichtvater, der Abbé Dominique Brenner, betrog ihn um diese Papiere, und als er auf Veranlassung des Fürsten darauf verhaftet und in die Bastille gebracht ward, machte er dort seinem Leben durch Selbstmord ein Ende.

Auch die andern Subsidien und Gelder, welche der König Ludwig dem Fürsten ausgesetzt, wurden bald durch den Kardinal Fleury verkürzt oder gar eingezogen und die Auszahlung verweigert.

Fürst Rákóczy, des Streitens und der kleinlichen Quälereien endlich überdrüßig, verließ im Jahre 1717 Paris und begab sich, einer Einladung des Sultans folgend, nach Konstantinopel, wo er vierzehn Jahre still und zurückgezogen lebte, dann sich aber in noch tiefere Einsamkeit zurückzog und nach Rodosto in Beßarabien ging. Seine Getreuen, vor allen andern sein Getreuester, der Graf Mikés, folgten ihm auch nach Rodosto, und blieben bei ihm bis zu seinem Tode. Fürst Franz Rákóczy starb dort in Rodosto am fünfzehnten April 1735 im sechzigsten Jahre seines Alters. Er selber hatte lange schon sich auf seinen Tod vorbereitet; schon im Jahre 1732 hatte er eigenhändig in Rodosto sein Testament niedergeschrieben und diesem Testament eigenhändige Schreiben an seine Freunde früherer Tage, die Grafen und Herzoge von Maine und Toulouse, die natürlichen Söhne Ludwigs XIV., hinzugefügt, in denen er sie zu seinen Testamentsvollstreckern ernannte.

Freilich besaß er nichts, über das er testiren konnte, — nichts als die rückständigen Pensionen und Sub-

sidien, die Frankreich ihm schuldete, und gleichwie in späteren Tagen es Napoleon auf Helena that, vermachte Rákóczy die Summen, die ihm Frankreich schuldete, seinen Söhnen und seinen getreuen Freunden und Dienern. Aber gleichwie in spätern Tagen das Testament Napoleons von Frankreich nicht respektirt ward, so auch das Testament Rákóczy's nicht.

Seine Söhne wurden von Oesterreich erzogen; den Mündeln des Kaisers von Oesterreich glaubte Frankreich keine Subsidien schuldig zu sein, und die Missisippi-Spekulationen, die Verschwendungen des Regenten und seiner Kreaturen hatten die Kassen Frankreichs auf lange Zeit erschöpft. Auf den jungen König Ludwig XV. hatten die Söhne seines Urgroßvaters gar keinen Einfluß, vermochten daher auch nicht die Anerkennung dessen, was der Staat dem Fürsten Rákóczy schuldete, zu erlangen.

In Einsamkeit und schmerzvoller Stille starb so der edle Patriot und Held Fürst Franz Rákóczy, aber er lebte fort im Gedächtniß seiner Freunde, wie seiner Feinde, und weder das Volk von Ungarn, noch die Familie der Habsburgischen Kaiser vergaß ihn. Davon zeugt ein kleiner Vorfall, der sich zu Zeiten Maria Theresia's begab.

Ein Sohn Julianens, ein zweiter Graf und Ge-

neral Aspermont, blieb einst bei Onod mit seinem schweren Reisewagen im Kothe stecken, und es war unmöglich, den immer tiefer im Morast versinkenden Wagen hervorzubringen. Die Bauern, vom Markte heimkehrend, jagten lachend und spottend vorüber und Keinem fiel es ein, dem Deutschen hülfreich zu sein. Da stieg Julianens Sohn auf den Kutschbock, und mit donnernder Stimme rief er ihnen zu: „Wie? Ihr laßt den Enkel des Rákóczy im Koth versinken?“ Sofort wandten die Bauern um, spannten ihre Pferde aus, leisteten hülfreiche Hand, reinigten und säuberten den Wagen und führten den Enkel des Rákóczy im Triumph nach Onod ein.

Aber Maria Theresia war wenig erbaut von diesem Triumphe Aspermont's. Beim nächsten Hoffeste, bei welchem er erschien, ging sie flammenden Angesichts, mit zornblitzenden Augen auf ihn zu.

„Aspermont,“ sagte sie, „höre Er, ich verlange gewiß nicht, daß Er im Koth ersticken soll, aber die Possen mit dem Rákóczy lasse Er bleiben, sonst lasse ich Ihn einstecken!“ *).

Milde, voll christlicher Ergebung, allen seinen Feinden und Widersachern vergebend, starb Franz

*) Hormayr: Anemonen. IV.

Rákóczy in den Armen seiner Freunde, und so milde und fromm ist auch sein Testament. Doch klingt durch dasselbe schmerzvoll ein Ton trauriger Resignation und bitterer Melancholie, der Jedem, der es liest, Thränen in die Augen treibt, ein Ton demuthsvoller Frömmigkeit, die nur für ihn eine Zuflucht gewesen zu sein scheint gegen die nagenden Schmerzen seines Ehrgeizes.

Deß zum Beweise wollen wir zum Schlusse den Anfang von dem Testamente Rákóczy's hierwi ederholen.

Zuerst beginnt der Fürst Rákóczy damit, daß er feierlich alle seine Titel und Würden aufzeichnet; dann fährt er fort:

„Das sind die Titel und Eigenschaften, o Herr, die du mir verliehen hast, sei es durch den Willen eines freien Volkes, oder durch meine Geburt, damit ich sie zu deinem Ruhm verwende und damit sie mir helfen, das ewige Königreich zu erlangen, zu welchem du mich berufen hast. Weit entfernt davon, mich dieser eitlen Eigenschaften und Titel zu rühmen, bekenne ich in der Demuth meines Herzens, daß ich vor dir nichts bin als ein Kind des Zorns, der Asche und des Staubes, und daß ich deine Gnade und alle die andern Ge-

schenke des Geistes und Körpers, welche du mir verliehen, gemißbraucht habe. Indem ich sie gegen dich wandte, habe ich sie gegen mich selber gewandt, so daß ich, ein Ungeheuer von Undankbarkeit, keine Hoffnung hatte, zu dir zu gelangen, wenn du nicht durch deine unendliche Gnade mich zu dir bekehret und mir das aufrichtige Verlangen eingeflößt hättest, den Ueberrest meines Lebens dazu zu verwenden, daß ich an meinem ewigen Heil arbeitete.

Also, mein Herr und Gott, danke ich dir, daß du mir mein Fürstenthum und Alles, was die Erde Güter nennt, genommen hast, daß du mich heimgesucht hast durch alle Arten von Trübsal, Widerwärtigkeiten, Verfolgungen, Verleugnungen und Verleumdungen von den Großen dieser Erde. Und besonders sage ich dir Dank dafür, daß du mir eine so starke Anhänglichkeit an die Pflichten meines Daseins eingeflößt hast, daß ich willig alle Süßigkeiten eines friedlichen und ruhigen Lebens hingegeben habe, um hieher zu gehen in dieses Land, das meinem Geist und meinem natürlichen Stolz so zuwider ist. Denn gerade hier ist es, daß du mir Gelegenheit gegeben hast, mich zu demüthigen und mich loszureißen von den eitlen Vorurtheilen des menschlichen Geistes, von den Rathschlägen der Klugheit, von dem Vertrauen in die

Mächtigen dieser Erde, um jetzt nur noch meine Hoffnungen in die gnadenreiche Huld deiner Vorsehung zu setzen und nichts zu wollen, als was du willst, o Herr!"

Ende.